Zeitschrift: Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde
Herausgeber: Bernisches historisches Museum
Band: 35 (1973)

Artikel: Junge Schweizer erleben den Zweiten Weltkrieg
Autor: Gruner, Erich
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-245751

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 01.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

JUNGE SCHWEIZER ERLEBEN DEN ZWEITEN WELTKRIEG

VON ERICH GRUNER

EINLEITUNG DES HERAUSGEBERS

Die Schweizer Geschichte während des Zweiten Weltkrieges gehört dank dem «Bonjour-Bericht» und der Fernsehsendung «Die Schweiz im Kriege» zu den am besten bekannten Zeiträumen unserer jüngsten Vergangenheit. Weshalb sie noch ein weiteres Mal beleuchten? Edgar Bonjour beschränkt sich zur Hauptsache auf die Außenpolitik und stellt zudem das Handeln der führenden Persönlichkeiten in den Mittelpunkt seiner Darstellung. Die Fernsehsendung vermittelt zwar ein spannendes Bild dramatisch zugespitzter Episoden, klammert aber wesentliche Aspekte aus. So analysiert sie zum Beispiel zu wenig den inneren Prozeß der *Selbstfindung* und *Selbstbehauptung,* den die Schweiz in den Jahren 1940 bis 1942 vollzogen hat, als die Nazis ihre spektakulären militärischen Erfolge aufwiesen und die Demokratie keine Zukunft mehr zu besitzen schien. In beiden Fällen kommt der Alltag zu kurz. Genau diese Aspekte sollen in der folgenden Quellenedition deutlich werden, und zwar im Spiegel dessen, was ein *junger Durchschnittsschweizer* damals empfand, dachte und niederschrieb. Gewiß, seine Stimme mag in Briefen und Tagebucheinträgen, ausnahmsweise auch in der Presse, prägnanter zum Ausdruck kommen, als es in den folgenden Quellen geschieht. Aber abgesehen davon, daß der rein private Charakter solcher Aussagen einer Publikation oft hemmend im Wege steht, bleiben historische Zeugnisse dieser Art der Nachwelt heute meist nur durch Zufall erhalten. Es ist deshalb nicht zuletzt ein Zweck der folgenden Publikation, das Interesse für ähnliche historisch wertvolle Quellen bei allfälligen Besitzern zu wecken und sie zu veranlassen, diese sorgfältig aufzubewahren und gegebenenfalls der Handschriftenabteilung einer Bibliothek oder eines Archivs definitiv oder als Depot zu übergeben.

Die Äußerungen, die im folgenden publiziert werden, stehen mitten zwischen Tagebuch und Brief. Sie sind sogenannten «*Rundbüchern*» entnommen, die innerhalb eines Kreises von etwa zwanzig Kameraden in einer bestimmten Reihenfolge zirkulierten und denen jeder nach freiem Ermessen seine Gedanken oder Empfindungen anvertrauen konnte. Obschon derartige Einträge naturgemäß weniger persönlich sind als zum Beispiel Tagebuchnotizen, weisen doch auch sie die Vorzüge privater Darlegungen auf und spiegeln deshalb gerade *das* wider, was in der bisherigen Literatur zum Zweiten Weltkrieg zu wenig zum Ausdruck gekommen ist: spontanes Empfinden, offenes Debattieren, grundsätzliches Erörtern von Fragen schweizerischer Existenz. Was man dabei von den Beiträgen erwartete, geht am besten aus der Programmerklärung hervor, mit der einer der Initianten das erste der insgesamt vier Rundbücher am 2. März 1940 auf den Weg schickte:

«Schreibt in die Bücher von Euren Erlebnissen im Dienst, von Euren Erfahrungen, von Euren Freuden und Sorgen, von Heiterm und Ernstem. Schreibt vom Leben im Hinterland. Wir im Dienst haben ja oft keine Ahnung, wie alles anders wird. Schreibt uns von der Arbeit und der Schule. Für alles haben wir Interesse, auch wenn es Dir nichtig erscheint. Und auch mit wenig, nur mit einer kurzen Notiz, kannst Du Deinem Kameraden eine Freude bereiten! Wenn Bruno schreibt: ‚Dislokationsmarsch nach Hinterluchsingen, bin Stallwache und todmüde, neue Adresse XY in Z, Gruß an Theresli, Grüße von Bruno', so ist jeder im Bilde. Genau so wie wenn Thomas schreibt: ‚Heute Nachtübung, muß noch Routen einzeichnen, schreibe dann noch einmal mehr, Gruß von Thomas.' Aber vielleicht schreibst Du mehr, und alle werden wir Freude haben. Und bitte: Schnödereien und persönliche Kritiken haben in diesem Heft keinen Platz.»

Der *Erlebnis- und Gedankenhorizont* der Rundbücher ist natürlicherweise beschränkt. Er entspricht dem Alter und der sozialen Situation des Kameradschaftskreises. Die Rovergruppe «Arrow» der *Pfadfinderabteilung Patria in Bern* besaß damals etwas mehr als zwanzig Mitglieder. Personell veränderte sich der Kreis im Laufe der Jahre etwas, da einige die Gruppe verließen, aber durch Neuzuzüger ersetzt wurden. Fast alle Mitglieder standen 1940 noch in der Ausbildung oder erst ganz am Anfang einer beruflichen Tätigkeit. Der älteste zählte 27, der jüngste 17 Jahre. Die Schreibenden waren infolgedessen über vieles, was zu einer umfassenden Urteilsbildung nötig gewesen wäre, nicht orientiert. So viel ich sehe, gehörten auch die älteren keiner Organisation politischer Art noch irgendwelcher Widerstandsgruppe an. Gerade die offene und unvermittelte, oft fast naive Art, wie man die Dinge erfaßte, gibt vielen Beiträgen einen besonderen Reiz. Ein Neueintretender hat die Bücher im Mai 1941 folgendermaßen charakterisiert: «Welch ein entzückendes Konglomerat von revolutionsdurstiger Pamphletliteratur, von spießbürgerlichem Nörgelschrifttum, von echtem Schweizergeist und zweiflerischen Anschauungen.»

Aber nicht nur die Alters-, sondern auch die *Positionsunterschiede* der Schreibenden sorgen dafür, daß sehr Verschiedenartiges nebeneinander zu liegen kommt. Als der Krieg ausbrach, standen vier im Studium, zwei davon vor dem Abschluß; weitere zwei hatten bereits einen Beruf gewerblich-kaufmännischer Art. Neun hatten die Maturitätsprüfung bestanden oder eine kaufmännische oder gewerbliche Lehre absolviert und befanden sich in der Rekrutenschule oder warteten auf den Eintritt in sie. Sieben befanden sich noch in einer höheren Mittelschule oder in einer Lehre. Die meisten der damaligen Mitglieder stehen noch heute miteinander in Kontakt, obschon sie ganz verschiedenartige berufliche Laufbahnen eingeschlagen haben und weit zerstreut voneinander wohnen. Neun sind in Industrie, Handel, Versicherung usw. tätig, einige in führenden Positionen; fünf wirken in der öffentlichen Verwaltung, vier als Ärzte, wovon zwei als Universitätsdozenten. Zwei sind Lehrer geworden, einer davon an der Hochschule. Einer ist gestorben. Um den spontanen und persönlichen Charakter der Rundbücher zu wahren, geben wir die Beiträge, abgesehen von leichten stilistischen Bereinigungen, in der Originalfassung wieder. Das bedingte wiederum, daß die Privatsphäre der Schreiber geschont werden mußte. Deshalb setzten wir anstelle der damals verwendeten Pfadfinderübernamen fingierte Vornamen.

Wie jeder *Auswahl* haftet auch der vorliegenden ein gewisses Element des Zufalls und der Willkür an. Die folgenden Auszüge stellen nur 15 % des gesamten Textes dar. Begreiflich, daß manche, auch sehr illustrative Passagen der Knappheit des zur Verfügung stehenden Raumes zum Opfer fielen. Zeitlich beschränkten wir uns auf den Zeitraum zwischen dem Frühjahr 1940 und dem Sommer 1942. Damals wurden die heftigsten und lebendigsten Debatten geführt. Die Kriterien, nach denen die *Publikationswürdigkeit* bestimmt wurde, sind oben schon gestreift worden. *Materiell* wurden alle jene Beiträge bevorzugt, welche den Prozeß der Selbstfindung und Selbstbehauptung deutlich werden lassen. Daß dabei Zweifel und harte Fragen nicht fehlen dürfen, erscheint mir ebenso selbstverständlich, wie daß die Diskussion um die ungewisse Zukunft zu Worte kommt. *Formell* wurde beachtet, ob ein Beitrag lebendig und anschaulich war, ob er zum Widerspruch herausforderte und darum auch ebenso träfen Antworten rief. Nicht entscheidend war das Gewicht der geschichtlichen Ereignisse. Es fällt auf, daß die Optik der jugendlichen Schreiber oft zentrale Erscheinungen außer acht ließ, so das «Réduit» und den Rütlirapport des Generals, den Rußlandfeldzug usw. Das kann verschiedene Gründe haben. Zur Hauptsache hängt es mit der persönlichen Situation dessen zusammen, der ein Buch erhielt. Die Schreiber behandelten in der Regel nur gerade *das*, was sie im Moment direkt berührte, wenn sie eines der Bücher erreichte.

Die *Edition der Quellen* folgt *chronologischen* und *sachlichen Gesichtspunkten*. Die zwei ersten Teile umfassen die relativ kurze Zeitspanne vom März bis Sommer 1940. Das Wort derer, die in den Rekrutenschulen von Wangen a. A., Frauenfeld oder Bière oder als Mobilisierte in der Armee Dienst leisteten, überwiegt hier. Der Herausgeber wollte zeigen, wie sich bald darauf das Verhältnis von Front und Hinterland in *dem* Maße wandelte, wie der Krieg «total»

zu werden begann. Angst und Widerstand, Hoffnung und Defaitismus lagen damals oft dicht nebeneinander. Der dritte, räumlich umfassendste Teil illustriert die Situation während der Umklammerung, vom Sommer 1940 bis zum Sommer 1942, also solange sich die Deutschen noch in der Offensive befanden. Die Gliederung ist hier sachlich orientiert. Die Quellenauswahl möchte zeigen, wie es mit der Moral der Truppe stand, nachdem die akute Kriegsgefahr vorübergegangen zu sein schien. Wie schätzte man die Schlagkraft der Armee und die allgemein militärisch-strategische Lage ein? Sodann sollen die inneren Spannungen beleuchtet werden. Wie reagierte man auf Hamstern und Rationierung? Enttäuschungen der von der «Front» Heimkehrenden zeigen erstmals, wie man das demokratische System als wenig effizient, ja als korrupt einzuschätzen begann. Im Sinne eines jugendlichen Absolutheitsanspruchs fragten einige bereits, ob die Schweiz selbst noch regenerationsfähig sei und wie weit sie sich nach ausländischen Vorbildern richten solle.

Wir haben uns auf ein Minimum von *Anmerkungen* beschränkt. Wer das internationale Geschehen über unsere knappen Angaben hinaus verfolgen will, greife zu einer der vielen Darstellungen, welche die Weltgeschichte des 20. Jahrhunderts behandeln. Für Einzelheiten der Schweizer Geschichte konsultiere man den Bonjour-Bericht. Im allgemeinen übernehmen wir die von den Schreibern verwendeten *Abkürzungen* für Ausdrücke aus dem militärischen Bereich. Für diejenigen, die mit ihnen nicht vertraut sind, seien kurz folgende Abkürzungen erklärt: RS = Rekrutenschule; (L)MG = (Leichtes)Maschinengewehr; Flab = Fliegerabwehr; MSA = Militärsanitätsanstalt; KZ = Krankenzimmer; Uof. = Unteroffizier; IK = Infanteriekanone; Geb.Mitr. = Gebirgsmitrailleure.

I. Drôle de guerre (März und April 1940)

1. Mobilisierte, Rekruten und Zivilisten erleben die ersten Kriegsmonate

Mein Leben für die vier Monate der Rekrutenschule hat in Frauenfeld in der Kaserne begonnen. Frauenfeld ist ein Städtchen, aber was für eines! Die Offiziere sind alles bäumige Kerle. Die Mannschaft natürlich auch, sonst hätten wir nicht schon am zweiten Abend Ausgang gehabt. Unser Tagesprogramm für die drei ersten Wochen ist immer gleich. Tagwacht um 6.00 Uhr. Schon 6.03 Uhr Antreten im Stall zum Pferdestriegeln. Nachher Toilette und Morgenessen. Dann kommt das Schönste! Eineinhalb Stunden Reiten. Huh! geht das dort zu. Die eine Hälfte der Fahrer jagt kreuz und quer im gestrecktesten Galopp durch die Bahn, während die andere Hälfte vorne am Hals des Pferdes hängt, die Knie hochzieht, schon halb aus dem Sattel ist oder sogar am Boden liegt. Um 10.00 Uhr heißt's auf dem Tagesbefehl: Traindienst. Hundert- und tausendmal müssen wir Pferde satteln, schirren, Riemen verschlaufen etc. Nachher kommt Exerzieren. Bis auf wenige Ausnahmen, darunter bin auch ich, flucht alles über das Taktschrittklopfen, Grüßen, Achtungstellung annehmen etc. Mich amüsiert das Zeug. Um 14.45 Uhr sind wir schon wieder für eine Stunde auf dem Exerzierplatz. Nachher erwarten uns die Pferde und Ställe. Potz Blitz, wird da geputzt. Alles muß glänzen. Die Korporäle, die Hinterlistigen, kratzen mit ihren Fingernägeln wie Teufel auf den Gäulein herum, um noch ein Stäubchen zu finden. Um 17.00 Uhr müssen wir uns wieder umziehen: Hose B! Anschließend innerer Dienst. Furchtbar langweilig.

Erstens sollte alles blitzblank sein, und zweitens hat man keine Zeit. Denn immer heißt's: «Hü! hü! söttit scho lang fertig si!»

Was man bei uns ganz verlernt, das ist der Blick in die Zukunft. Man lebt einfach in den Tag hinein. Es ist ja eigentlich besser so. Sonst übermannen einen wehmütige Erinnerungen an Zusammenkünfte, Sonntagsbummel, Schwarzkaffee-Höcke etc. Wofür wir wenig Zeit haben, das ist unser leibliches Wohl. In fünf Minuten kann sich der Mensch doch unmöglich sauber waschen. Besonders der Reiter nicht, der doch immer noch zur Nordseite seines Daseins Sorge tragen muß. Dafür muß der Stall prachtvoll aussehen, die Pferde glänzen, die Hosen geplankt sein, das Zahnbürstchen nach links schauen etc. Aber alles das wird ja einmal vorübergehen. Jedenfalls gefällt es mir ausgezeichnet.

(Bruno, 5. März 1940)

Schon hab' ich sechs Wochen hinter mir. Bière ist ein schitteres Kaff. Die Kaserne ist aber wunderbar gelegen. Ich werde hier als Artilleriefunker ausgebildet. Es interessiert Euch sicher, wie ein Tag in der Kaserne aussieht. Morgens müssen auch die Telefonsoldaten Traindienst machen. Nachher kommen zweieinhalb Stunden Fachdienst (Morsen und Telefonwagenkenntnisse). Den Rest des Morgens füllen wir mit Fußexerzieren aus. Tag für Tag müssen wir Achtungstellung klopfen, Gruß üben. Und doch kann man es nie recht machen. Später muß Zimmertour gemacht werden. Das ist ein Fall für sich; denn tagtäglich muß sich unser Feldweibel aufregen, und das Resultat ist, daß wir schon seit 14 Tagen sozusagen keinen einzigen Abend Ausgang haben. Allein die Fahrer sind schuld an dieser Strafe. Den Nachmittag füllen wir mit Theorie und Karabinerexerzieren aus. (Ferdinand, 13. März 1940)

Ich will Euch nicht einen Tag aus der Rekrutenschule erzählen. Denn was ich schreiben könnte, ist für solche im Hinterland immer das gleiche und für solche im Aktivdienst denkbar uninteressant, weil sie das bereits erlebt haben.

Als der Russisch-Finnische Krieg beendet wurde, da war der Martin auf der Schmidenmatte[1]. Das ist ein ganz erbärmlicher «Hoger» im Jura. Da soll man sich eine Meinung machen können! Keine Zeitung, nichts, nicht einmal Geld, um ein uraltes «Zehnerstückli»[2] zu kaufen. Ja, da vergeht einem das politische Denken. Da wird man dumm und darf sich auf keine Diskussion einlassen. Das ist Sache des Hinterlandes; dort sollen sie diskutieren. Wenn dann das nichts mehr nützt, werden *wir* weiter diskutieren, und zwar mit scharfer Munition. Und das ist gerade ein Punkt, über den ich gerne Eure Meinung hören möchte. Ich bin nun seit drei Monaten in der RS. Man hat uns gesagt, daß wir eigentlich militärisch ausgebildet seien, und daß wir sofort nach vorne kämen, falls es losginge. Und nun bin ich überzeugt, daß 99 % aller Rekruten vorne nichts taugen würden. Es ist für uns allemal eine Freude, wenn wir in einem Gefecht blind schießen können. Wir haben alle das Gefühl, es sei ein Spiel. Denn wir können uns den richtigen Krieg gar nicht vorstellen. Ehrlich gesagt, ich würde jetzt, bei einem großen

Flächenfeuer eines MG, glatt davonspringen, und ich glaube, daß das auch die übrigen 99 % tun würden. Ich habe mir den Militärdienst viel, viel ernster vorgestellt! Vielleicht würde aber der Krieg eine ganz andere Stimmung in uns wachrufen. Ich hoffe es, denn sonst ist es mit unserer Armee sicher nicht gut bestellt. Ich frage mich überhaupt, ob es das Richtige ist, vom Militärdienst begeistert zu sein, wie wir es alle sind. Ist es denn nicht ein trauriges Handwerk, das wir hier erlernen? Ich bin kein Denker; aber den wirklichen Krieg kann ich mir gar nicht vorstellen. Es «dünkt» mich ein Fehler, daß man uns in der RS die Wirklichkeit des Krieges zu wenig drastisch darstellt, daß man uns zu wenig klarmacht, was überhaupt Krieg ist. Sonst hätten wir nicht so Freude daran, in einem Gefechte zu knallen und den Feind zu töten. (Martin, 22. März 1940)

Endlich! Das war mein Ausruf, als ich heute abend das Päckli mit unserem bäumigen Buch bekam. Ich hatte schon ganz ungeduldig darauf gewartet. Und jetzt habe ich seinen Inhalt förmlich verschlungen. Interessant ist die Sache auf jeden Fall. Zuerst will ich hier nun auf die Frage von Martin eingehen. Er schreibt: «Wir sind soldatisch fertig geschult, aber um an die Front gestellt zu werden, taugen wir nichts.» Genau das gleiche Empfinden hatte auch ich seinerzeit, als ich aus der RS entlassen wurde. Dann machte ich einige Wiederholungskurse mit und kam mit älteren Soldaten zusammen. Älter heißt hier nicht besser ausgebildet, sondern gesetzter, etwas langsamer, aber besonnener und deshalb viel brauchbarer. Die Rekruten sind noch zu «spritzig», zu stark «Springinsfeld», haben zu wenig Lebenserfahrung. Wenn ich meine jetzigen Kameraden ansehe (50 % verheiratete Männer bis zu 32 Jahren), kann ich sagen, diese Leute wissen, daß sie zu Hause Frau und Kind haben, die sie verteidigen müssen. Unsere Armee wird ihre Aufgabe erfüllen, wenn sie richtig geführt wird. Aber eben, gerade *das* ist ein Punkt, der mir in unserer Kompanie, ja in unserem Bataillon zu denken gibt. Ich las die Berichte von Bruno und Ferdinand aus der RS. Sie schrieben von Schlauch und Detailausbildung. Nichts sei richtig. Bei uns Alten geht es aber noch gleich zu. Jeden zweiten Tag Einzelausbildung, Achtungstellung, Laden, Entladen usw., obschon wir es richtig machen. Die Offiziere können nichts daran aussetzen, und trotzdem muß es gemacht werden. Wir haben Inspektionen wie in der RS. Das macht nun aber einen älteren Menschen natürlich noch viel wilder als einen Rekruten. Der Haß geht dann gegen die Offiziere, und das ist es, was mir zu denken gibt. Aber sonst kann man auf unsere Armee zählen.

(Moritz, 13. April 1940)

Wie Martin und Moritz, beschäftigt auch mich das Problem: Ist unsere Armee fähig, die ihr gestellten Aufgaben zu bewältigen? — Martin hat ganz recht, wenn er sagt, ein fertig ausgebildeter Rekrut sei noch kein Soldat. Aber auch ein Gymeler mit Matur ist noch nicht fertig ausgebildet, es fehlt noch die praktische Arbeit und die Erfahrung. Im Aktivdienst wird der Rekrut früher oder später Soldat, je nach seiner Einstellung. Um überhaupt den Begriff «Sol-

dat» richtig zu erfassen, bedarf es langer Zeit. Jedenfalls lernt man es nicht in der RS! Es gibt auch solche, die es nie lernen!

Als Soldat muß man unter anderem auch begreifen, warum Gewehrgriff, Taktschritt etc. nötig sind. Da es für Zivilisten vielleicht ganz interessant ist, warum wir diese Einrichtungen haben, will ich sie zu erklären versuchen:

Gruß und *Achtungstellung* (auch eine Art Gruß) sind nicht nur Höflichkeits- und Ehrenbezeugungen, sondern sie sind auch eine Aufmerksamkeitsübung, und gerade solche Übungen gehören zu den wichtigsten Vorbereitungen für den Ernstfall. Wenn jeder versteht, aufmerksam zu sein, können wir kämpfen nach dem Vorbild der Finnen.

Gewehrgriff ist ein Mittel, Körperbeherrschung und Konzentration zu üben. Glaubt ja nicht, daß man den Gewehrgriff lernt und ihn dann einfach automatisch klopft. Nein, der beliebte Gewehrgriff ist tatsächlich so schwer, daß es immer ganzen Einsatz und volle Konzentration braucht. Wirklich vollkommene Leistungen sieht man fast nie; immer gibt es zu verbessern. Damit muß auch die Ausdauer wachsen. Der Gewehrgriff in der Abteilung (d. h. im Zug, Kompanie, Bataillon) gibt der Truppe Solidaritätsgefühl. Der Hinterste weiß, daß er dabei sein Bestes geben muß. Es ist ein schönes Bild, wenn alle Gewehre ganz genau dieselbe Bewegung machen, und wenn es «chlepft», daß fast das Blut spritzt. — Als Definition könnte gesagt werden: «Gewehrgriff ist eine Willensäußerung mit den Armen.»

Taktschritt ist eine Willensäußerung mit den Beinen und hat denselben Zweck wie der Gewehrgriff. Er ist fast ebenso schwer, besonders in der Abteilung, wo es darauf ankommt, im Takt zu bleiben, immer gerichtet zu sein und die Beine gleich hoch zu heben wie alle andern. Dazu ist ein richtiger Taktschritt eine körperliche Anstrengung. Achtungstellung, Gewehrgriff und Taktschritt gehören zum Drill und werden täglich geübt. Es wird viel darüber geflucht, und man verwünscht sie alle drei. Doch wäre ich sehr dagegen, wenn es darum ginge, den Drill abzuschaffen. Noch etwas: Der Drill bindet den Soldaten an seinen Vorgesetzten. Wenn es zum Beispiel «Achtung — steht, schultert Gewehr» heißt, dann gibt es kein Mucken, sondern nur ein sofortiges Reagieren. Der Drill verrät den Soldaten besser, als mancher glaubt; auch kommt es nicht von ungefähr, daß er bei Inspektionen immer verlangt wird. (Fritz, 21. April 1940).

Ich und mit mir alle meine Dienstkameraden und Offiziere sind uns darin einig, daß wir Schweizer einen Nachteil darin haben, daß wir das Feuer, die demoralisierende Wirkung von Bomben, Maschinengewehren, Einschlägen usw. nicht gewöhnt sind. Wir haben keine Frontkämpfer, die das alles erlebt und Erfahrungen gesammelt haben, um uns darüber zu berichten. Wir sind nicht abgehärtet gegen Feuer und die demoralisierende Wirkung von Toten, vom Abschleppen erschossener Kameraden. Im Falle wir in einem großen Feuergefecht angegriffen würden, wird es einige Zeit brauchen, bis wir aus einer kleineren Verwirrung heraus sind. Erst dann würde sich in unseren Reihen deutlich zeigen,

wer Soldat ist und wer eine Memme. Nicht nur bei uns Soldaten, sondern besonders bei den Offizieren! (Hans, 26. April 1940)

Zu der Frage über unsere Kriegstüchtigkeit in den ersten paar Tagen eines Ernstfalles muß ich Martin beipflichten. Schon damals, als es Fliegeralarm gab, wir gerade auf dem Hof exerzierten und alles auseinanderstob, um Schutz zu suchen, überraschte mich beim Gedanken, es könnte ernst werden, ein Angstgefühl. Meiner Meinung nach ginge diese momentane Erlahmung unseres Kriegseifers nach einigen Tagen vorbei, sobald man etwas Routine hätte.

(Bruno, 4. Mai 1940)

Wenn ich daran denke, daß ich als erster Zivilist in dieses Buch schreibe, befällt mich ein regelrechter «inferiority complex». Was soll ich Euch, die Ihr im Aktivdienst oder in der RS steckt und mit Euren eigenen, neuartigen Erlebnissen zur Genüge zu schaffen habt, denn noch erzählen? Wie wohl auch überall wird jetzt die Frage des Pfaderhilfsdienstes[3] akut. Im Kanton Zürich sind sämtliche Pfader dem Kommando des Territorialkreises 6[4] unterstellt. Bis anhin pflegten wir verzweifelt den Kopf zu schütteln ob der vermeintlichen Lethargie und Unentschlossenheit der Territorialherren. Gestern abend nahm dieses Kopfschütteln ein rasantes Ende. In vorzüglicher Weise wurde uns dargestellt, wie wir Pfader im Ernstfalle verwendet werden sollen. Vor allem freute es mich zu sehen, daß die betreffenden Herren doch mehr darüber nachgedacht haben, als es vorher geschienen hatte. Das Programm sieht etwa folgendermaßen aus:

1. Sammelplätze wurden festgelegt.
2. Unsere Verwendung ist mannigfaltig: als Meldefahrer, als Wegweiser, Ordner und Polizei der militärischen Evakuationszüge, als Organisatoren von Quartieren für die Evakuierten, als Wegmacher für Evakuationszüge, als Gasmaskenanpasser. Wenn zum Beispiel Züge vergiftete Stellen zu passieren haben, so müssen den Leuten, die keine Gasmaske besitzen, solche in großer Geschwindigkeit angelegt werden und nach der Passage wieder abgenommen werden.

Diejenigen, die bereits einen Schützenkurs absolviert haben, werden nötigenfalls als Schützen eingesetzt. (Peter, 7. März 1940)

2. Das Erlebnis des Krieges in Nordeuropa

Die Tapferkeit des *finnischen* Volkes hat mir einen tiefen Eindruck gemacht[5]. Dort ist unser Wahlpruch «Einer für alle, alle für einen» Wahrheit. Mit Gelassenheit, sogar Humor werden die Schläge der russischen Luftwaffe ertragen, und mit Tapferkeit tragen alle die materiellen Verluste, den Ruin. Gerade dies, glaube ich, fehlt uns noch. Ob wir Schweizer auch so opferwillig und unverzagt wären? Ob wir uns auch von unsern lieben, unwichtigen Dingen, die uns das angenehme Leben bedeuten, trennen könnten?

Wir Soldaten haben es im Aktivdienst gelernt oder sollten es gelernt haben. Und ich glaube, aus den meisten Schweizerinnen gäbe es Lottas, denen es nicht am guten Willen fehlen würde, wohl eher am praktischen Können.

Was die Kampftaktik betrifft, so erschien sie mir — wenn ich das beurteilen darf — ähnlich der unsrigen. Also sind wir in unserer Soldatenausbildung auf dem richtigen Weg. Aber etwas: Ich sah keine trinkenden, gröhlenden oder jassenden Soldaten; nur solche, die sogar an der Front ihre «Sauna» nicht missen können und sich nachher nackt im Schnee abkühlen und abhärten. Und wir? Eine Finnin hat ungefähr gesagt: «Wenn wir unsere toten Söhne beweinen, weint mit uns, denn sie haben auch für die Schweiz gekämpft.» (Fritz, 3. Februar 1940)

Es gibt eine Zeitung, welche gelegentlich die Rubrik führt: «Was hat mich diese Woche am meisten gefreut?» oder «Was hat mich besonders geärgert?» Ich will versuchen, meinen diesbezüglichen Gefühlen auch hier Ausdruck zu verleihen. «Was mich am meisten ärgerte?» Zusehen zu müssen, wie in *Finnland* wiederum Unrecht, Lüge und Gewalt triumphierten, wie trotz heldenhaftem Kampf ein kleines, aber kulturell hochstehendes Volk sich beugen mußte vor der Übermacht. Ein neuer Schandfleck auf dem Konto der westlichen Zivilisation. Wie lange noch? Wer ist der Nächste? Und wann kommen wir dran? Das sind die Fragen, die sich einem unwillkürlich aufdrängen. Noch schwerer drückt das Bewußtsein, daß auch wir mitschuldig sind, nicht direkt, aber aus der Gewißheit heraus, daß wir nicht anders gehandelt hätten als Schweden und Norwegen. Flauheit, Egoismus, Unentschlossenheit, sind es nicht die Eigenschaften, welche die Schweizer Politiker und Behörden ebenso charakterisieren wie die der Engländer und Franzosen, Skandinavier und Amerikaner? Ein Aufbau von innen heraus tut auch bei uns dringend not. Denn wir müssen bereit sein zu kämpfen, geistig und wenn nötig mit den Waffen, gegen jeden Druck von außen, auch wenn wir vollkommen allein auf uns angewiesen wären. Dazu ist es aber nötig, daß nicht nur die Armee, sondern auch das Hinterland gewappnet ist, und da sehe ich vorläufig noch recht schwarz. (Ludwig, 15. März 1940)

Ein neues, schweres Unrecht ist eingetreten: *Dänemark und Norwegen* sind von deutschen Truppen überflutet worden. Ich will über diese Tat, die sich würdig an die andern «Hilfsaktionen für bedrohte Völker» anschließt, kein Urteil sprechen. Das erübrigt sich. Wichtig für uns sind aber die Lehren, die wir aus dem Verhalten der beiden Neutralen ziehen können. Wehrhaft sind wir. Sind wir auch wachsam? Während Dänemark fast ohne Schwertstreich kapituliert hat und nun den deutschen Schutz in seiner ganzen Wirksamkeit «genießt», wehrt sich Norwegen.

Auch hieraus müssen wir Lehren ziehen. Nicht, daß man sich als Angegriffener verteidigen muß, auch wenn der Feind schon alle wichtigen Plätze besetzt hat. Das ist für jeden Schweizer hoffentlich eine Selbstverständlichkeit. Wohl aber hat sich noch nirgends so deutlich gezeigt wie da, wie auch in neutralen

Ländern Armee und Verwaltung mit Verrätern und Spitzeln durchsetzt sind, und wie groß die Zahl derer ist, die an maßgebender Stelle sitzen und dem Feind die Tore öffnen. Wir müssen wissen, daß dies auch bei uns so sein könnte. Wieviel Deutsche, Doppelbürger und Papierschweizer haben bei uns wichtige Stellungen inne? Wieviel Schweizer gibt es, die mit dem Regime oder mit der Armee von ennet dem Rhein sympathisieren? Haben nicht auch wir unter den Offizieren versteckte oder offene Fröntler?

Durch Verrat von Offizieren sind Narvik und Trondheim in deutsche Hand geraten[6]. In Oslo haben die Schiffe falsche Regierungsbefehle erhalten, sie sollen sich nicht verteidigen. Mit den ersten deutschen Truppen war auch schon eine Scheinregierung von Hitlers Gnaden in Oslo eingesetzt, und ihre Befehle wurden ausgeführt! Die Radiostation wurde durch Verrat besetzt etc. Wir hören, staunen und sind geneigt zu denken: sowas gibt's bei uns nicht, unser Volk ist nichts weniger als deutschfreundlich, und jeder, der sowas ausführen wollte, würde niedergemacht. Ich bin nicht so optimistisch.

Wie steht es, Fritz? Wenn Du als Korporal in einer Stellung sitzest, dem Feind gegenüber, und es kommt ein Befehl, die Stellung sei zu räumen. Wirst Du es tun, auch wenn Du klar erkennst, daß dadurch eine wichtige Position verlorengeht? Wo beginnt Insubordination, und wo Kampf dem Verrat? Das ist sicher kaum zu erfassen im betreffenden Moment. Da braucht es Leute, die Verantwortung auf sich nehmen können, selbst handeln können, auch auf die Gefahr hin, alle Folgen, selbst den Tod, erdulden zu müssen. Haben wir viele solche Rekruten bei uns, Bruno? Martin? Ferdinand? die, wie jene Norweger, einen verräterischen Oberst gefangennehmen würden, wenn er ihnen den Befehl erteilte, die Waffen niederzulegen? Gibt es nicht Tausende, die zusammenklappen würden: «Jawohl, Herr Oberst»? Auch bei uns! Wir müssen wachsam sein, ohne mißtrauisch zu werden, initiativ, aber nicht selbstherrisch, diszipliniert, aber nicht sklavisch! Jeder von uns, auch die Zivilisten. Es gibt auch bei uns Quislings[7] und Seiß-Inquarts[8], denen man Befehle verweigern muß!

(Ludwig, 18. April 1940)

Natürlich waren wir alle erschüttert vom Einmarsch in Dänemark und Norwegen. Bei diesem Konflikt habe ich mich aber wirklich ganz neutral verhalten. Ich war wütend über die deutsche Frechheit, aber ebenso erbost von der Keckheit der Engländer, in neutralen Gewässern Minenfelder zu legen. Die Gentlemen, die immer von Respektierung etc. plaudern, sind keinen halben Pferdekopf besser als unser nordischer Nachbar. Jetzt wird dann wieder einer kommen und behaupten, ich sei deutschfreundlich. Nein! gar nicht, aber was würden wir sagen, wenn man uns Minen im Boden- und Genfersee abladen würde?

(Bruno, 4. Mai 1940)

Eigentlich habe ich vorgehabt, heute abend Rauschnings Buch über Hitler zu lesen[9]. Ich liege nämlich im Bett, weil ich geimpft worden bin. Aber vielleicht

gibt es bald Urlaub. Dieser Urlaub beschäftigt mich mehr als die ganze Politik. Überhaupt Politik! Ich habe eine Tageszeitung abonniert. Aber ich lese sie fast nur aus Pflichtbewußtsein, so ganz im Groben. Politik ist dreckig und falsch. Kümmern wir uns doch nicht mehr darum! Wir haben in der Schweiz *eine* Aufgabe, und da nützt alles Sympathisieren und Diskutieren nichts. Die Aufgabe kennt jeder: Durchhalten. (Berchtold, 1. April 1940)

Dieser Krieg ist mir eine Hoffnung auf eine neue Zeit, gleich viel, ob sie gut oder schlecht sei. Auf alle Fälle wird sie anders sein als die letzten lahmlegenden und faden Jahre, die ein trauriger Abstieg der Menschheit waren. Für den Gedanken einer anderen Schweiz und hauptsächlich für die ganze Menschheit opfere ich meine Zeit und tue Dienst.

Ob alliierter, deutscher oder Schweizer Soldat: jeder, der sein Leben opfert, opfert es zum Weiterkommen der Menschheit, zur Entwicklung der Erde. Krieg ist nicht wegzudenken von der Erde. Leben ist Werden und Vergehen, Kampf!

Bei der Menschheit Kampf zwischen hohen Geistern, Kampf um Material, Kampf mit Waffen. (Hans, 26. April 1940)

Ich sehe, daß in diesem Buche auch politisiert wird. Ich hoffte schon, es ginge ohne. Es ist aber so, daß die letzten Ereignisse uns Schweizer wieder um einiges aus dem unschuldigen Schlafe geweckt haben. Es war nötig. Hintendrein kann man sich Gedanken machen und sich lebhaft fragen, wie es gekommen wäre, wenn unsere Schweiz im Schlafe überrascht worden wäre. Daß wir noch einmal verschont geblieben sind, hat das Gute, daß unser Gewissen zu tagen begann. Im ungewissen Durchhalten werden wir die Feuerprobe bestehen müssen.

Ich bin nicht leichtsinniger Optimist. Nein! Aber ebenso verabscheue ich einen unwürdigen, hysterischen Defaitismus. Dieser fängt aber auch schon bei diesen ewigen Zweiflereien an. Es ist unglaublich, wie sehr solche Zweifel das Selbstvertrauen unseres Volkes zu untergraben vermögen. Gar leicht wirken Zweifel — wenn sie gegen außen auch unbedeutend erscheinen — zersetzend und sicher destruktiv. Klar wollen wir die Fehler, die unsere Regierung begeht, erkennen und ihnen entgegensteuern. Dazu hat jeder sein Recht. Dann sagt man aber einmal seine Meinung und läßt es dabei bewenden. Wir müssen immer bedenken, daß auch neben uns Bürger oder Soldaten im Alltag und an der Grenze stehen, deren Glaube an die Güte, an die Kraft und an den Willen der absoluten Unabhängigkeit unseres Landes nicht zerstört werden darf. Die Bergbauern seien uns da ein Beispiel. Ihre Treue an den Boden ist unerschütterlich. In ihrem Wesen liegt etwas Schweres, Dumpfes, eine herbe Bodenständigkeit. Das unmittelbare Zusammenleben mit den urchigsten Elementen der Natur ist ihnen — ganz unbewußt natürlich — Grundlage für ihren Glauben an Gott, an die Familie, an den Boden und an unser Land. Wie er auch nun entstehen mag, dieser ursprünglichste aller Glauben, er ist unsere Kraft, der Quell, aus dem die Bodenständigkeit unseres Landes stammt.

Uns Stadtmenschen fehlt dieser ursprüngliche, beinahe blinde, dumpfe, schwermütige Glaube. Wir sind zum Teil allzusehr aufgeklärt. Doch sind auch wir Städter Träger und Verkörperer echt schweizerischen Volkstums. Unsere Aufgabe ist die der kulturellen Förderung, der zivilisatorischen Entwicklung und der wissenschaftlichen und künstlerischen Arbeit. Stets bleibe es aber unsere Pflicht, uns auf unsern Ursprung und unsere Kraft zu besinnen. Des Geistes, der unsere alten Eidgenossen beseelte, bedarf unsere Zeit in höchstem Maße.

(Peter, 7. Mai 1940)

II. Der deutsche Sieg im Westen (Mai und Juni 1940)

1. Bedrohung der Schweiz und Widerstand

Heute stehen wir vor der vollendeten Tatsache des Angriffs auf Holland und Belgien. Man ist platt ob der Lügengespinste, die diesen Krieg begründet haben. Aber alles geht nach Hitlers Schlagwort: Je größer die Lüge, desto eher wird sie geglaubt! Vor einiger Zeit wurde ein gewisses Buch eines Herrn Rauschning verboten[10]. Dieses Buch enthält ein Kapitel «Vom kommenden Krieg». Offenbar sollte man, das wünschte Deutschland, diese Geheimnisse nicht wissen! Die Schweizer in ihrer gehorsamen Liebedienerei haben es schnellstens verboten. Und doch haben wir darin — im Februar erschienen — folgende *jetzt* sehr praktisch erlebten und anschaulichen Mitteilungen. Nach Rauschning sagte Hitler folgendes:

«Wenn ich Krieg führe, dann werde ich eines Tages mitten im Frieden etwa Truppen in Paris auftreten lassen. Sie werden französische Uniformen anhaben. Sie werden am hellen Tag durch die Straßen marschieren. Niemand wird sie anhalten. Alles ist bis aufs Kleinste vorbereitet. Sie marschieren zum Generalstabsgebäude. Sie besetzen die Ministerien, das Parlament... Die Verwirrung wird beispiellos. Aber ich stehe längst mit Männern in Verbindung, die eine neue Regierung bilden. Wir finden solche Männer in jedem Land. Wir brauchen sie nicht zu kaufen; sie kommen von selbst. Ehrgeiz und Verblendung, Parteihader und Dünkel treiben sie... Ich garantiere Ihnen, daß das Unmögliche immer glückt...»

Wirklich: «Wie es im Buche steht!»

Weiter unten: «Ein einziger Schlag muß den Feind vernichten. Luftangriffe, unerhört in ihrer Massierung, Handstreiche, Terror, Sabotageakte, Attentate von innen, die Ermordung der führenden Männer, überwältigende Angriffe auf alle schwachen Punkte der feindlichen Verteidigung, schlagartig, zur gleichen Sekunde, ohne Rücksicht auf Reserven, auf Verluste: das ist der künftige Krieg. Ich denke nicht an das Hinterher, nur an dies Eine!»

So steht's im Buche Rauschnings geschrieben, und genau so hat's sich ereignet, mit der Präzision einer Uhr. (Thomas, 12. Mai 1940)

Den Zeddel[11], den Ferdinand beilegte, klebe ich auf die vorhergehende Seite auf. Er allein spricht Bände: eine RS wird aufgelöst und frühzeitig die Leute in ihre Einheit gesteckt!

Wer bis heute den äußeren Ereignissen neutral, unbeteiligt gegenübergestanden ist, weil alles im weiten Osten oder im hohen Norden vor sich ging, kann heute nicht mehr daran zweifeln, daß das Schicksal der nächsten 20 Jahre in den nächsten Tagen auf dem Boden neutraler Länder entschieden wird. Gerüstet, wehrhaft, bereit, ihren Boden zu verteidigen, sind Holland und Belgien mit dem grausamsten, brutalsten und ungerechtfertigtsten Krieg überzogen worden, der jemals in Europa gewütet hat. Alles, was die Menschheit bisher als Freiheit, Gerechtigkeit und Menschlichkeit angesehen hat, wird durch das Regime des dritten Reiches mit Füßen getreten. Bomben fallen auf Frauen und Kinder, Spitäler wurden zum Lieblingsobjekt für Flugangriffe. Leute, die während Jahrzehnten die Gastfreundschaft eines Landes genossen hatten, werden zu Mördern und Brandschatzern an ihren bisherigen Mitbürgern. Nicht einmal mehr die Uniform, das Ehrenkleid des Soldaten, wird geachtet. Der deutsche Soldat kann es mit seiner «Ehre» vereinbaren, fremde Uniformen, sogar Zivilkleider anzuziehen, um, aus einem Flugzeug herabgelassen, als gemeiner Raubmörder hinterlistig friedliche Völker anzugreifen und zu vergewaltigen. Liebe Kameraden, es hat keinen Sinn, Euch weitere Tatsachen aufzuzählen, für die das gemeinste Wort noch viel zu gut ist. Es ist aber meine Pflicht, Euch allen zu sagen, was Eure Aufgabe ist, die Ihr Euch stellen müßt, ob Ihr nun an der Front steht oder, wie ich, mit Sehnsucht danach verlangt, eine Waffe in die Hand zu bekommen, um sie im richtigen Moment zweckmäßig zu verwenden.

Unsere erste Aufgabe heißt Verteidigung des Vaterlandes mit allen Mitteln, ohne Hemmungen, ohne Zögern. Wer eine Aufgabe erhalten hat, bleibe an seinem Posten bis zum letzten Atemzug. Soldaten, wenn Ihr es schwer haben werdet, so laßt nie den Gedanken in Euch aufkommen, daß wir im Hinterland die leichtere Aufgabe zu erfüllen haben. Auch wir werden von nichts verschont werden. Zivilisten, unsere Pflicht wird sein, der Armee mit allen Mitteln ihre Aufgabe zu erleichtern. An uns wird es sein zu hungern, damit die Armee essen kann. Wir wollen doppelte und dreifache Arbeit leisten, damit der Nachschub an Waffen und Munition, aber auch die Pflege der Verwundeten ohne Verzögerung vor sich gehen kann. Wir werden kämpfen müssen, um Frauen, Kinder und Greise zu schützen, von Faust, wenn wir keine Waffen in die Hand kriegen. An uns liegt es, den Verrätern, wo sie auftauchen, die Schlinge um den Hals zu legen; die Verzweifelten zu trösten und die Defaitisten zu neuem Lebenskampf anzuspornen.

Uns allen wartet aber noch eine zweite Aufgabe, ebenso schwer wie die erste und ebenso groß und schön. Alle, die wir die Zeiten, welche kommen, überleben wollen, und das sind wir alle, haben sich zu beschäftigen mit der Frage: Was wird nachher? Wer auch siegen wird in diesem Ringen, ob wir hineingezogen werden oder von Schlachtfeldern verschont bleiben, etwas steht fest: das Europa

von morgen muß ganz anders gestaltet sein als das Vorkriegseuropa. An uns liegt es, das, was die Schweiz in Europa zu sagen hat, durch die schlimmste Zeit hindurch zu retten: die Idee der Freiheit, der Gerechtigkeit und der Menschlichkeit. Wir haben alles zu tun, damit diese echt christliche Gesinnung, die unser Staat bis heute am vollkommensten verwirklicht hatte, neues Leben gewinnt. Darum beherzigt folgendes: Seid auf das Schlimmste gefaßt, aber hofft das Beste und erfüllt Eure Pflicht. (Ludwig, 14. Mai 1940)

Ich will Euch nun genau erzählen, wie bei uns, die wir ca. 8 km von der Grenze entfernt sind, die letzten Tage mit der *Mobilisation* vorbeigegangen sind. Am Donnerstag war alles ruhig, und ich schrieb Heinrich, ich käme am Mittwoch heim. Freitag früh hören wir schon um 5 Uhr Flugzeuge über Bülach. Bülach ist sonst gesperrt, weil es zu nahe an der Grenze liegt. Wir stellen sofort fest, daß es unsere eigenen Flieger sind, und wir sind wieder beruhigt. Am Morgen gehen wir in unsere Stellungen, um einen Unterstand zu betonieren. Um 9 Uhr kommt einer unserer Offiziere und erzählt vom Einbruch der Deutschen in Belgien und Holland. Wir glauben es kaum. Es wird diskutiert und beratschlagt. Am gleichen Abend sollen wir Kompanieabend haben. Findet er wohl statt? Es schwirren Gerüchte herum über abgeworfene Bomben im Muotatal. Also habe man die Munitionslager in Sisikon treffen wollen. Um 12 Uhr kann ich einrücken, um den Saal für unsern Abend zu schmücken. Ich höre die Nachrichten: Generalmobilmachung! Aha, wir sind bereit. Wir wollen den andern zeigen, *wir sind bereit!* Paßt auf! Gott sei Dank sind wir schon im Dienst und können sofort eingesetzt werden. Das sind unsere ersten Gedanken. Dann kommt sofort wieder die Frage: Wird unser Abend durchgeführt oder nicht? Um 13.30 Uhr kommt Befehl vom Major, er solle durchgeführt werden. Alles wird vorbereitet. Alle Munitionsmagazine für die Maschinengewehre werden gefüllt. Wir haben erhöhte Marschbereitschaft. Der Kompanieabend wird dann bei glänzender Stimmung durchgeführt und gelingt vollkommen. Am nächsten Tag erinnert uns unser Hauptmann, daß es für uns keinen Rückzug gebe. Wir halten den Feind solange wie möglich. Unser Major ist streng, aber ein ausgezeichneter Krieger. Kriegerisch haben wir sowohl in ihn wie in unseren Hauptmann großes Vertrauen. Und das ist die Hauptsache. Jeder von uns ist darauf gefaßt, sein Leben zu opfern, wenn es sein muß. Wir wissen, worum es geht. Wir Soldaten haben uns verändert. Ich sagte heute zu meinen Kameraden: Bis jetzt dachte ich, im Krieg könne ich niemand erschießen. Aber jetzt bin ich anderer Meinung. Sie stimmten mir alle bei. Wir sind härter geworden. Die Wachen sind verstärkt worden. Jede Nacht wird Patrouille gemacht. Natürlich mit geladenem Karabiner. Wir sind bereit, jederzeit alarmiert zu werden. Nun noch zu der Verräterfrage, die Ludwig aufgeworfen hat. Natürlich gibt es Verräter in unserer Armee. Aber wir kennen sie großenteils. Unser Bundesrat hat meiner Meinung nach die richtigen Maßnahmen getroffen. Ich habe Vertrauen in unsere Armee und in unsere Regierung. Ihr könnt es sicher auch haben. Bei uns geht es nicht wie in Dänemark. Wir sind bereit! So spreche

ich als Soldat an der Front zu Euch. Auch wenn es schief geht und die Deutschen kommen. Sie werden es nicht leicht haben. Wir werden durchhalten! Glaubt auch an unsere Armee! (Moritz, 14. Mai 1940)

Ich war nach der RS erst vier Tage im Aktivdienst, als der Krieg im Westen losbrach. Der Eindruck auf mich war ganz gewaltig. Ich merkte nämlich im Aktivdienst, daß ich noch rein nichts kann, daß ich im Kampfe unmöglich wäre und zu nichts taugen würde. Alle meine Bewegungen mit dem Gewehr und dem MG sind nicht automatisch, sie sind nicht in Fleisch und Blut übergegangen. Von Handgranaten weiß ich überhaupt nichts. Und so wenig geschult soll ich in den Kampf gehen! Prost, ich gäbe ja wirklich eine schöne Leiche! Deshalb leb' ich hier fröhlich und munter. Ich darf gar nicht an den Krieg denken, sonst bekomme ich höchstens Angst. Ich bin einfach fest überzeugt davon, daß uns die Deutschen in Ruhe lassen werden. Denn wir werden sie entsprechend empfangen. Sie wissen, daß der Schweizer Soldat nicht von «Pappe» ist. Ich habe mich bereits mit meiner bescheidenen Rolle abgefunden. Ich bin jetzt soweit, daß es mir wurst ist, wie ich aus diesem Kriege heimkehren werde, ob als Leiche oder mit einem hölzernen Bein. Wenn man sich Gedanken machen würde, dann könnte man wahnsinnig werden. Ich kann nur eines sagen: ich bedaure jeden deutschen Soldaten, der uns wehrlos gegenübersteht. Jedermann hat hier einen solchen Haß auf diese Schweinehunde, daß man Mühe hätte, sich zu beherrschen, «Tätsch» bekämen sie auf alle Fälle. (Martin, 20. Mai 1940)

So eine Generalmobilmachung muß man miterlebt haben. Ihr Zivilisten zu Hause habt da gar keine richtige Ahnung. Ihr könnt nur wunderschön darüber schreiben. Wenn Ihr aber mitten drin seid, so sieht das meistens ganz anders aus. Zu Hause pflegt Ihr immer noch eine Art Hurrapatriotismus. Ihr macht wunderschöne Sätze von Leben und Sterben und Idealen. Vorne schaut man die ganze Sache bedeutend anders an. Das seht Ihr im Bericht von Martin und Ferdinand.

Ich habe mein Zimmer 50 Meter von der Straßenkreuzung entfernt, wo sich die Straße von Aarau über zwei Pässe ins Fricktal verzweigt. In den ersten Nächten war oft stundenlanges monotones Pferdegetrampel zu hören, das oft schaurig monoton von den Hauswänden widerhallte. Artillerie fuhr nach vorn, Munitionswagen fuhren nach vorn und hinten. Eine Kompanie nach der andern marschierte nach vorn. Gelacht hat keiner. So habe ich mir früher immer die großen Herden von Nordamerika vorgestellt, wenn sie zu den Großschlächtereien getrieben werden.

Trotzdem war keine Aufregung. Alles schien nach einem großen, gut vorbereiteten Plan zu gehen. Aber dazwischen fuhren Basler Autos mit Koffern hochgepackt südwärts[12]. (Berchtold, 28. Mai 1940)

Ludwigs Aufsatz stammte sicher aus jenen Tagen, die einem jeden aufs Gemüt schlugen! Deshalb begreifen wir gut, daß er vom möglichen Tod eines jeden

von uns geschrieben hat. Sicher mag es etwas komisch erscheinen, wenn man vom Hinterland her solche «Sprüche» macht. Aber man macht das nicht, um den Hurrapatriotismus zu fördern, sondern weil es einem eben todernst zu Mute ist. Aber das ist sicher, daß der Tod einem jeden, sei er nun in der vordersten Linie oder im Hinterland, genau gleich nahe steht. Heute gibt es kein Hinterland mehr. Darum steige etwas von Deinem hohen Roß herab, Berchtold, der Du uns etwas Unrichtiges vorwirfst. Es ist für uns bedenklich genug, daß wir ohne Waffe in der Hand sein müssen. Aber es *muß* noch jemanden geben, der Dienste ohne Waffe verrichten muß. Und dazu eignen sich die Pfader sehr gut. Wenn jeder schießt, gibt es ein Gestürm à la Holland. Wir haben diskutiert, ob man die älteren Pfader bewaffnen wolle. Aber wir haben doch beschlossen, dies nicht zu tun[13]. Denn wenn *einer* von den Pfadern schießt, dann gilt sofort die ganze Schar als bewaffnet! So ging es auch in Polen. Wir hatten im Hilfsdienst einen Interniertenzug zu betreuen. Es kamen Franzosen aus Warschau. Darunter auch Pfadfinder. Sie erzählten, ein jeder polnische Pfadfinder, der diesen Winter mit Messer (Pfaderhegel) bewaffnet umhergegangen sei, habe als bewaffnet gegolten und sei sofort erschossen worden. Wir sahen auch die Wirkungen des Krieges an alten Leuten. Die meisten geistesgestört vom Wahnsinn der Belagerungsschlacht in Warschau. Die grausamen Methoden der Deutschen sind hier nicht zu schildern. Viele Polen hatten halb erfrorene Glieder, da die Deutschen ihnen im Winter Kohlen und Holz bis auf ein Minimum vorenthielten! Da spürte man aus nächster Nähe diesen Krieg, der nicht einfach ein Krieg ist wie frühere. Es gibt da nicht zwei Parteien, die sich bekämpfen. Es gibt da auf der einen Seite Menschen, die kämpfen und die um ihrer Menschlichkeit willen Schlachten verlieren, weil sie es für unmöglich hielten, daß man so höllisch vorgehen könne. Auf der andern Seite gibt es fanatisierte Teufel und Wahnsinnige, die es sich in den Kopf gesetzt haben, die ganze Welt zu ihren Füßen zu sehen, als Herrschervolk über die «minderwertigen Sklaven» zu herrschen! Wer in dieser Situation von einem Krieg der Parteien sprechen kann, die wir als Schweizer genau gleich betrachten müßten, dem fehlt's irgendwo[14]! (Thomas, 31. Mai 1940)

Aus meinem Tagebuch[15]:

Schufterei den ganzen Tag. Stacheldrähte spannen, Hosen zerreißen und wieder Drähte spannen. Ehrlich müde gehe ich um 21.30 Uhr in die Klappe. 22.30 Uhr Auf — Rapport. Das ganze Kader in die «Texas-Bar»! Was zum Teufel braucht man mich zu stören? Soll's etwa losgehen? Zum Glück findet der Rapport in der «Texas-Bar» statt, so ist die ganze Geschichte schon erträglicher. Eigentlich ist es eine biedere Dorfwirtschaft «zur Waage» — aber über die Entstehung des andern Namens sei nichts ausgeplaudert. Alle Offiziere und Uof. sind da. Rapport und Befehlsausgabe. Morgen um 3.00 Uhr wird alarmmäßig disloziert Richtung Rhein.

Dann beginnt der gemütliche Teil. Wir wissen gut genug, daß wir vielleicht zum letztenmal so zusammensitzen, und jeder denkt im stillen an seine Stellung

hinter dem Drahtverhau und an seine Mannen. Zehn Schweizer sind in meiner Gruppe, jeder auf seine Art ein guter Kerl. — Fort mit grüblerischen Gedanken, wir sind Soldaten. Bier her, ein paar Huronengesänge. Wer Bedenken äußert, wird einfach überhört. Ich komme mir vor wie ein alter Söldner am Vorabend einer Schlacht; schade, daß wir das Schweizerkreuz nicht offen auf dem Harnisch tragen können.

Um Mitternacht verziehen sich Gott sei Dank die Offiziere und viele Unteroffiziere. Wir anderen holen der Wirtin Töchterlein, glatte Katze, Mittelpunkt der halben Kompanie und sogar des Hauptmanns.

Musik! — Platz zum Tanzen! Die Zeit vergeht rasch, besonders später im Hinterstübchen. Um 2.30 Uhr gehen wir packen. 3.00 Uhr sind wir marschbereit — Addio, bello Nieder-Erlinsbach (14. Mai 1940).

Der Aff ist heute eklig schwer. Erster Eindruck von der neuen Unterkunft: Baracken, kein Licht, kein Wasser! Begriff «Frontschwein» hochaktuell. Immer alarmbereit! Zu wenig Platz, Schmutz, Zivilleben vergessen, Zivilisation unerreichbar. Alles Weibliche vergessen, vollständig unbekannt — oder etwa? — Es lebe die «Texas-Bar»!!! (15. Mai)

Während der Mittagspause erhalten wir einen Steckbrief: Ein Spion in der Uniform eines Oberleutnants treibt sich im Gebiete umher; er ist festzunehmen. — Das kann etwas fürs Gemüt geben! Die Gespräche werden lauter, jeder möchte dem Gesuchten begegnen und ihm so richtig zeigen, was wir von Spionen halten. Mancher, dem man es gar nicht zutrauen würde, klopft auf den Tisch und nähme das Gewehr am liebsten neben sich.

Es gibt eine lange Diskussion. Wenn nun dieser Oberleutnant wirklich ein Schweizer wäre? Oder wenn noch mehr von dieser Sorte umherstreichen würden? Oder wenn sogar einer unter uns sitzen würde? — Nein, das wollen wir nicht glauben. Und wenn es auch Saboteure hätte, wir würden mit ihnen fertig. Eigentlich bin ich immer mehr erstaunt, wie groß im Grunde das Vertrauen ist, das unsere Armee in sich selbst hat, in die Behörden, in die ganze Heimat. Ob all den Kleinlichkeiten des Alltags kommen solche Bekenntnisse selten zum Durchbruch, aber dann machen sie mir immer Eindruck. (Fritz, 21. Mai 1940)

Alle die vorhergehenden Berichte, besonders die entrüsteten der Zivilisten, sind interessant. Alles Diskutieren ist gut und recht, aber zu großes Mitgefühl und Entrüstung für die eine kämpfende Macht ist nicht mehr neutral. Die Parteinahme wird auf Presse und Regierung zurückwirken. Wir geben uns eine Blöße vor den kriegführenden Mächten. Ich sehe, daß einige dazu neigen, einer bestimmten Macht ihre Sympathie zu bezeugen und gegen die andere zu hetzen. Eine Gefahr! In der Armee hört Ihr immer seltener so etwas. Der ganze Krieg wird immer mehr als Schachspiel betrachtet, das Bewunderung für militärische Fachkenntnisse weckt, aus denen wir lernen können. (Hans, 7. Juni 1940)

Entschuldigung, aber Thomas' und Ludwigs Ausführungen betrachte ich als schwer beeinflußte «Hetzmeinung» der Alliierten. Ihr wißt ja gar nicht, um was in Europa gekämpft wird! Hier in der Armee ist die Stimmung ganz anders als im Hinterland. Sind wir so taub und hören das nicht? Der Soldat sagt's zwar nicht offen, aber er denkt es: «Wofür kämpfen?» und «Weshalb alle verrecken gegen eine solche Übermacht?» Das hat seine lähmende Wirkung auf unsere Abwehrkraft! Warum will man diese Tatsache nicht sehen?

Wie wenig echte Schweizer gibt es noch! Der Gedanke der Schweiz besteht nur mehr auf dem Papier und im Radio. Ein kitschiges Gefasel. Schaut Euch mal all die wirklichen Schweizer an! Diese furchtbaren Bonzen! Wir sind dem Boden entwachsen. Wir genießen seit Jahrzehnten die Lorbeeren unserer echten alten Schweizer! Aber heute! Gibt es zweimal nacheinander dasselbe Essen, wird gemault und gemeutert. Wir wagen uns mit den Finnländern zu vergleichen? — Wenn nicht nächstens eine kräftige Hand die Schweizer siebt, hat der Schweizer Gedanke ausgespielt. Denn rund um uns herum geht es um ganz andere Sachen. Unser Bonzentum muß gestürzt werden. So weit *muß* es kommen!

(Hans, 3. Juli 1940)

2. Gedanken über Defaitismus und Zukunft der Schweiz

Im Landdienst habe ich erfahren, wie weit es mit dem Defaitismus und der Gerüchtemacherei in unserem Land schon gekommen ist, und zwar gerade bei den Bauern. Der Bauer, bei dem ich arbeitete, war sicherlich ein lieber Mensch. Aber er hatte jedes Vertrauen in die Schweiz verloren. Ich habe dabei erlebt, was es heißt, in einer Atmosphäre zu leben, wo nichts als blöde Gerüchte herumgeboten werden. Das eine Mal hieß es: «Der Dr. B. von U. — der Vertrauensmann dieser Gegend — sei verhaftet worden, er sei ein deutscher Spion...» Ein anderes Mal hieß es: «Man habe zwei Nonnen in Stellungen verhaftet, die sich als Spione entpuppt hätten.» Am Abend rasten einige Lastautos auf der staubigen Straße dahin. Sofort hieß es: «Das Rheintal werde evakuiert.» Der gute Bauer ließ sich bodenlos von solchem Geschwätz beeindrucken. Ich hatte meine gute Mühe, ihn einigermaßen aufzumuntern. Vom Morgen bis zum Abend brummte er: «Het doch kä Sinn!» Das Erlebnis gab mir insofern zu denken, als ich feststellen mußte, daß sogar unter den Bauern sich solche dumme Schwätzer finden.

(Peter, 29. Juni 1940)

Die Auffassung von Hans[16] begreife ich wahrlich nicht ganz. Entweder entspringt diese Meinung einer völlig pazifistischen Resignation vor politischen Begebenheiten oder meines Erachtens einer zu strengen Auffassung unserer Neutralität. In der Tat bekennen wir uns zur striktesten politischen Neutralität. Das heißt unmöglich, daß wir uns gegenüber Ideologien indifferent verhalten müssen. Wir Schweizer sind doch zweifelsohne echte Demokraten. So ist es doch

absolut verständlich, sogar nötig, daß unsere Herzen für das Wohl und Weh der Demokratien in diesem Kampfe bangen. Wenn Frankreich die Feuerprobe auf tragische Weise nicht bestehen konnte, so soll uns das nicht entmutigen. Gleich wie zuvor setzen wir uns für die Güter, von denen die Freiheit das vornehmste ist, mit allem Nachdruck ein. Lieber Hans, ich möchte Dich nicht belehren. Ich möchte bei Dir nur das Verständnis für unsern eindeutigen Standpunkt wecken.
(Peter, 13. Juli 1940)

Über Eure Auffassungen mag ich nicht diskutieren. Nur möchte ich beifügen, daß einige von Euch Hans falsch verstanden haben, weil er es ein wenig merkwürdig gesagt hat. Ihr dürft nicht vergessen, daß Hans etwas anders denkt als wir, weil er wahrscheinlich von uns der einzige ist, der vor dem Dienst ganz auf eigenen Füßen gestanden ist und ganz aus eigener Kraft etwas Positives geleistet hat und vor allem sein Leben ganz allein verdient hat. Wir andern sind ja doch immer wieder daheim in Mutters Schoß oder bei Vaters Postcheck gelandet. (Berchtold, 9. September 1940)

Ich will versuchen, eine Deutung der Ereignisse zu geben, wie ich sie sehe. Ich kenne jetzt aus eigener Erfahrung den Standpunkt der Zivilisten und der Soldaten und kann vielleicht eine Synthese daraus ziehen. Eines muß ich zum voraus konstatieren: es ist viel einfacher, Ereignisse, wie wir sie erlebt haben, zu verdauen, wenn man im *Dienst* ist, und ich möchte jedem eingefleischten Soldaten versichern, daß der Zivilist es heute (nicht in materieller Hinsicht) weniger leicht hat als der Soldat. Im Dienst hast Du tagsüber Deine Arbeit, am Abend bist Du hundemüde, so daß Du gern in den Kahn steigst; es fehlt Dir also jede Gelegenheit, über die Ereignisse, die Du kurz vernimmst, in große Aufregung zu geraten. Das Leben an der Luft macht Dich körperlich hart, und Du wirst es auch den äußeren Eindrücken gegenüber. Der *Zivilist* dagegen stößt auf Schritt und Tritt mit dem, was passiert, zusammen. Jeder treibt den andern in eine gereizte Atmosphäre. Er hat viel mehr Zeit und Gelegenheit, sich mit den Geschehnissen abzugeben, sie bis in die Details zu verfolgen und den Konsequenzen nachzusinnen, welche sie mit sich bringen werden. Nur sehr wenigen gelingt es, sich ganz von der Umwelt zu lösen und wie der Soldat alles von einer ruhigen Warte zu betrachten.

Wenn der *Soldat*, wie es Hans sagt, allem zusieht wie einem Schachspiel, so ist er andererseits leicht geneigt, die Kräfte zu übersehen, welche die Figuren bewegen. Er wird abgestumpft gegen alles, was nicht seinen im Dienst sehr engen Wirkungsbereich betrifft. Darum ist es nicht zu verwundern, wenn sich gewisse Soldaten mehr darüber aufregen, daß sie zweimal dasselbe Essen kriegen oder einmal eine Viertelstunde später zum Hauptverlesen kommen, als wenn ein Staat wie Frankreich militärisch zusammenbricht, seine Verfassung umstürzt und sich unter dem Joch beugt, welches ihn jahrelang, wenn kein Wunder geschieht, seiner Selbständigkeit, seines kulturellen Einflusses beraubt; ein Ereignis, wel-

ches alle diejenigen, welche an die Sendung Frankreichs, an seinen Einfluß auf die Zivilisation Europas glaubten, heute in seiner Wirkung noch nicht zu übersehen wagen. Auch der *Zivilist* sieht selten, was wirklich der Aufregung wert wäre; er hält sich darüber auf, daß verschiedene Bomben auf ein Dorf gefallen sind, daß ein Schiff versenkt wurde, daß in Afrika irgendwo Engländer und Italiener zusammengestoßen sind. Aber darüber, daß eine Welt am Untergehen ist, in der er gelebt, für die er gekämpft und gelitten hat, die er geliebt und an die er geglaubt hat, macht er sich wenig Gedanken, wenn er nur sein tägliches Brot, seine Vergnügen und Freuden hat (vielleicht etwas eingeschränkt), kurz solange ihn keine Gewalt aus seinem gemütlichen Trab herausreißt.

(Ludwig, 21. Juli 1940)

Schweizerische Gesinnung heißt für mich: zum Vaterland halten, auch wenn es viele Mängel hat. Wer heute schon meint, einer neuen Staatsform das Wort reden zu müssen, der irrt sich. Ist unsere Staatsform vielleicht einmal durch Krieg vernichtet oder zerschlagen, dann erst dürfen wir uns mit gutem Gewissen überlegen, welche Form den neuen Verhältnissen am besten entspreche. Daß dabei jedenfalls das Resultat herauskommen wird, es sei die demokratische Form dem Schweizer am besten gelegen, glaube ich.

Die Lage der Welt ist gewiß heute verzweifelt! Aber trotz allem blicke ich mit «Vertrauen» in die Zukunft, das heißt mit dem festen Glauben, daß auch aus dieser Krise der sichere Ausweg kommt, anders als wir es erwarten. Für uns Junge ist es leichter als für die Leute von 50—80 Jahren. Denn wir können uns auch in neue Lebensverhältnisse hineinfinden, wo vieles, was uns heute teuer ist, nicht mehr da ist. Wir werden vielleicht 20 Jahre der Magerkeit vor uns haben, wo es trotz dem «koste es, was es wolle» [17] vielleicht Tausende von Arbeitslosen geben wird. Diesen Winter können wir uns daran gewöhnen, in nicht überheizten Räumen zu arbeiten. Nächsten Winter müssen wir vielleicht auf das tägliche Fleisch und die Butter verzichten. Im dritten Jahre wird vielleicht im Brot 50 % Sägemehl sein, und der Liter Milch wird 1 Franken kosten, weil weniger Kühe mehr in der Schweiz sind. (Thomas, 20. September 1940)

Die Aussichten für unsere Studien sind denkbar schlecht [18]. Aber es hat ja Leute, die noch viel mehr leiden unter den heutigen Zuständen, und schließlich dürfen wir Schweizer am allerwenigsten klagen. Ganz sicher wird uns die Nachkriegszeit die heftigsten Kämpfe auf allen Gebieten bringen, natürlich vorausgesetzt, daß unsere Heimat vor dem Schlimmsten bewahrt bleibt. Diese Kämpfe dann glücklich zu Ende zu führen, wird an das Schweizervolk noch einmal wie heute die strengsten Anforderungen stellen. Ich denke an die vielen Steuern und Abgaben, die Verteuerung aller Produkte und nicht zuletzt an die sozialen Forderungen, die von der Sozialdemokratie gestellt werden.

Wir müssen uns ganz bewußt sein, daß unser Fortkommen im Beruf eine harte Sache sein wird. Wenn es uns aber gelingt, für unsere Nachkommen, ja vielleicht erst für spätere Generationen, geordnete Verhältnisse zu schaffen durch unseren ganzen Einsatz, dann haben wir die Aufgabe erfüllt, die uns vom heutigen Zeitalter gestellt wird. (Christoph, 26. Mai 1940)

III. Die Schweiz in der Umklammerung (Herbst 1940 bis Ende 1942)

1. Die Stimmung in der Armee

Wenn ich nur kurz schreibe, so ist das wegen der Verdunkelung[19]: von heute an soll die ganze Schweiz von 22.00 Uhr an bis am Morgen, aus der Luft gesehen, dunkel daliegen. Ich muß geschwind an meine Fenstereinrichtung gehen. Es ist natürlich in meiner Bude noch nichts gemacht, nicht weil ich ein Schlappschwanz bin, aber weil hier vorher ein Estrich war, den man ja nicht zu tarnen brauchte.

Die Verdunkelung steht im Zusammenhang mit dem gestrigen Fliegeralarm. Wieder wurde unser Luftraum von fremden Fliegern überflogen. Die Verdunkelung soll die Orientierung der Flugzeuge stören. Als gestern der Fliegeralarm ertönte, war ich im Konzert. Zuerst konnte man das Kasino gar nicht verlassen, weil die Leute am Ausgang nicht wußten, was sie tun sollten. Aber schließlich wagten sich einige doch auf die Straße. Aber sofort wies sie der Luftschutz zurecht. Ein gutes Stück des Weges konnte ich schließlich trotzdem gegen heimzu zurücklegen. Dann aber erschien das Polizeiauto mit Lautsprechern. Alle Leute, die sich erwischen ließen, wurden zurechtgewiesen. Nach einer Viertelstunde setzte ich meinen Weg fort und schlief schon lange, als der Endalarm ertönte. Einige von meiner Klasse mußten aber eineinhalb Stunden lang im «Rohr»[20] bleiben. (Viktor, 6. November 1940)

Hauptverlesen unserer Kompanie: Kp. Achtung steht. — Abtreten. Die Mitr.-Uof. bleiben noch da! Wir erhalten ein gelbes Kuvert. Inhalt: Marschroute Wangen a. A.—Niederbipp—Oensingen—Olten—Aarburg—Murgenthal—Aarwangen—Wangen a. A. = ca. 60 km. Zu Befehl hieß es und los. Start: 20.15, Olten an 1.30, Wangen an: 9.30 Uhr.

Wer schon ähnliche Steiße gemacht hat ohne Halte, ausgenommen einer in Olten zur Einnahme der Zwischenverpflegung von 1/4 Stunde, der kann beurteilen, was es heißt. Dazu der Schnee. Nun, gerissen war es doch; wurden wir doch behandelt wie Aspiranten. Acht Unteroffiziere hatten diese Strecke abzulaufen, weil wir am letzten Sonntag nach Hause gingen, anstatt für die Prüfung beim Instruktor da zu bleiben. Die andern hatten ca. 25 km. Die letzte Zeit werden wir Offiziersanwärter überhaupt etwas auseinandergenommen. — Eben kommt wieder der Befehl, uns startbereit zu machen für einen Trainingsmarsch, Abkochen und anschließende Nachtübung. (Christoph, 9. Januar 1941)

Dienstag. Auf! Stiller Alarm um 4.15 Uhr. Rasch ziehen wir uns an. Skipatrouille um 4.40 Uhr abfahrtsbereit. Im Taschenlampenlicht fahren wir auf den Brettern gen Sangernboden[21], von da zum Zollhaus. Die Tanksperre wird errichtet, und um Viertel nach sieben ist der erste Feind entdeckt. Wir haben die Aufgabe, die dortige Talenge zu sperren. Aber es sollte den ganzen Tag nichts weiter geschehen. Wir schlafen im Restaurant unter und auf den Tischen und Bänken.

Am Mittwochmorgen um 5.30 Uhr kommt der Feind. Ich bin gerade auf dem vordersten Posten der Kompanie mit der Aufgabe, das Herannahen des Feindes durch Raketen anzuzeigen und so die Truppen zu alarmieren. Der Trick gelingt vorzüglich. Nachdem ich drei Raketen abgeschossen habe, verziehe ich mich in den dichten Wald. Die Feinde ziehen vorbei, voran ein Tank. Nach zehn Minuten kracht es, MG und LMG beginnen ihr Liedchen. Dazwischen schlägt die IK ihren Takt dazu.

Ich stehe auf die Bretter, hinunter zur Straße und von da in das Flußbett der Sense. Ohne entdeckt zu werden, komme ich eine halbe Stunde nach Kampfbeginn zu unsern Leuten. Das hat mir ganz gut gefallen, wenn auch viele geflucht haben. Noch bleiben wir einen Tag im Zollhaus. Das Gefecht ist vorüber, aber wir schanzen weiter an unsern neuen Stellungen.

Donnerstagmittag. Aufbruch vom Zollhaus nach Ottenleue-Bad. Zum Glück haben wir sechs Sturmpackung, während die andern den Tornister tragen. Aber alles geht vorbei, und auf die drei strengen Tage folgen die Skitage, die einige Erholung (auch für die Lachmuskeln) bringen. (Karl, 6. Dezember 1940)

Zuerst einmal die Rekrutenschule. Ich bin am 25. November eingerückt — mit Köfferli und zweideutigem Gesichtsausdruck. Schon am ersten Nachmittag wurde exerziert, in Zivilkleidern. Ich sage Euch, ein tolles Bild! Die raffinierteste Ortswehr ist ein Dreck dagegen. Am Abend des ersten Tages waren die Langhaarigen (Coiffeurlehrlinge und derartiges) schon alle auf den Felgen. Eben waren sie noch Patrioten. Schicksalsironie!

Einmal mit Ein-cm Haarschnitt versehen, gings ins Zeughaus, wo der Reihe nach die ganze Soldatenmontur gefaßt wurde. Nun war man eigentlich schon Soldat. Nach englischen Begriffen wenigstens. Innerlich aber waren es noch die Bauern, die Landarbeiter, die Kaufleute. Und um diese Zivilpersonen auszutreiben, setzte sofort ein konzentrierter Betrieb ein. Nun gings los: «Gseht Dr dert dä Boum? Der ganz Zug schpringt im Wettlouf häre u zrück. Los!» Seckeln, keuchen. «Wie heißt das Chalb im dritte Glied, wo si Güggelifriedhof eso use schtreckt, he?» «Eh, lueget jitz o der Gärberli, wie amne Christboum hange d'Sachen am Tornischter!»

Dies ist also das geistige Milieu der ersten Tage und Wochen. Bestehender falscher Stolz wurde ausgetrieben durch Schlauch. Erst jetzt zeichnen sich bei den Leuten allmählich die Soldatencharaktere ab. Es zeigt sich, wer sich Illusionen über den Dienst gemacht hat und in diesen getäuscht nur noch mit Fluchen

und Ressentiments den ganzen Betrieb mitmacht. Es zeigt sich aber auch, wer mit dem Bewußtsein, daß das Soldatenleben Anforderungen stellt, eingerückt ist und seinen geraden Weg geht.

Er muß diesen Weg allein gehen. Denn in geistiger Hinsicht findet er in den Vorgesetzten nur sehr selten eine Stütze. Gerade die Korporale sind von einer oft erstaunlichen Blödsinnigkeit. Anstatt dem unbeschriebenen Blatt, was ja die meisten Rekruten sind, den Stempel der Begeisterung für Zucht und Disziplin, für freudiges Ertragen von Strapazen aufzudrücken, zerstören sie durch stumpfsinnige Anöderei alles vorhandene Positive. Und wer nicht weiß, daß das Obgenannte auch ohne Korporale zu einem guten Soldaten gehört, der zerschellt an diesem Zustand. Geistig natürlich. Körperlich ist die RS, obschon die Geb.-Mitr. bekanntlich einen strengen Dienst haben, für einen körperlich ausgeglichenen Menschen sehr gut zu ertragen.

Trotz den wesentlich falschen Wegen, die von den Korporalen — vielleicht infolge mangelnder Einsicht — gegangen werden, ist die RS für jeden jungen Menschen nur von gutem. Sie macht ihn härter und bringt ihn dem Manne näher. Zur Entschuldigung der Korporale sei gesagt, daß diese unter dem Druck von oben so handeln. (Hugo, 15. Dezember 1940)

«Für das mehr Geistige haben die Wehrmänner keine Muße.» Siehe weiter vorn[22]. Großartig. Es wird wahrscheinlich nicht mehr lange gehen, bis die lieben Zivilisten (wir sagen nur noch «Kriegsgewinnler») uns vollends für wilde Tiere halten, die man gegen Eintritt besichtigen kann. Neben dem Waffenhandwerk kennen die Soldaten ja nichts als das Saufen, und wenn man ihnen ab und zu etwas zum Essen schickt, sind sie glücklich!

Danke! Ihr Zivilisten wißt vielleicht nicht, daß unsere körperliche Kost gut ist, daß die geistige aber ungenügend ist. Ein interessanter Brief oder etwas zum Lesen sagt uns viel mehr als ein paar Fressalien! Ihr wißt, Soldaten saufen. Wißt Ihr auch, wie oft damit der Moralische, das Elend, die Zukunft vergessen werden soll?

Nein, wir haben Muße fürs Geistige, sei es Musik, ein Buch oder Vorträge.

Ich weiß schon, daß Dienst und wieder Dienst (ich feiere morgen den 500. Diensttag) uns nicht gerade verfeinern. Wir kommen langsam zum *soldatischen* Denken, aber denken können wir immer noch! Wir sind leider in geistiger Beziehung ganz vom Hinterland abhängig. Daß man uns dort so unterschätzt, wird sich vielleicht einmal rächen! (Fritz, 19. Januar 1941)

Nun ist für mich vorläufig der Dienst in Schulen vorbei, und ich bin hier in dem netten Dörfchen Reutigen im Aktivdienst. Gründonnerstag-Karfreitag war ich im Urlaub und jetzt bis Dienstagabend Wachtkommandant. So habe ich Gelegenheit, mit den Soldaten etwas bekannt zu werden. Es nimmt mich doch wunder, ob ich es nicht fertig bringe, die alten Aktivdienstler wieder etwas zu begei-

stern oder wenigstens wieder zu interessieren. Dazu will ich auch die ganze Mentalität der einfachen Soldaten kennenlernen.

Der Ostersonntag hat sich in voller Frühlingspracht über unserem Bergdorf entfaltet. Wetter, das Freude macht, das einen von selbst in gehobene Stimmung versetzt. Wieso ist es möglich, daß sich die Menschen in dieser herrlichen Natur Böses tun? Die Osterglocken heben an zu läuten. Tiefer Sonntagmorgenfriede. Die festlich gekleideten Erdenbürger eilen der Kirche zu. Bei wie manchem werden die pfarrherrlichen Worte auf empfänglichen Grund fallen? Mich zieht es hinaus. — Wandern möchte ich über die Höhen hinweg, der wärmenden Sonne zu. Ist es ein Wunder, daß sich ungezählte Wünsche und Sehnsüchte regen, Wünsche, die guten Ursprungs sind. Die frisch verschneiten Berge glitzern und leuchten in der Sonne. Ein ganz feiner Nebel liegt um die Gipfel. Wen zöge es nicht dort hinauf, mit den Skiern auszukosten, was uns die herrliche Bergwelt bietet.

Verzeiht, wenn ich hier meiner gehobenen Stimmung Ausdruck verlieh. Aber ich mochte mit dem besten Willen nichts schreiben von all dem Traurigen, das die Welt heute erfüllt. Ich hoffe, Ihr habt ein wenig verspürt von der Pracht, die mir der heutige Ostersonntag schenkte. (Christoph, 12. April 1941)

Von heute an gefällt es mir nicht mehr. Oberst S. stolziert durchs Dorf und paßt auf, ob alle richtig grüßen. Wie wenn es im Aktivdienst nichts Gescheiteres gäbe. Der Regimentsstab stößt im Dorf auf eisige Kühle. Ein schlechtes Renommé ist ihm ins Dorf vorangeeilt. Niemand will Auskunft geben. Niemand will etwas haben. Bis jetzt wars gemütlich im Dorf. Man hockte vor dem Hauptverlesen auf dem Bänklein vor dem Bären. Wir kannten unsere Offiziere und sie uns, und man machte kein Theater und hatte trotzdem mehr Disziplin als je. Aber jetzt ist Gold da, man muß sich seiner Haut wehren. Die Stäbler meinen, sie seien die Herren, und wollen einfach requirieren, Sachen, die wir schon über ein Jahr benützen. Aber überall einfaches kaltes Ablehnen. Der Quartiermeister schwitzt und der Adjutant flucht. Die Ordnung scheint überhaupt nur beim Grüßen da zu sein. Wir sind seit heute nach einem alten Divisionsbefehl dem Regiment unterstellt. Bis jetzt hat noch niemand etwas von uns wissen wollen. Ich habe keinen Befehl, mich zu melden. Also warten wir ab. (Berchtold, 2. August 1941)

2. Sinn und Möglichkeiten der militärischen Verteidigung

Immer wieder fragt man sich: *für was ist dieser Krieg?* Es gibt so vieles in dieser Welt, das gebessert werden könnte. Man braucht nicht noch Schlechtes künstlich zu erschaffen. Wir haben es noch gut bei uns in der Schweiz. Wir wollen dankbar sein dafür. Doch, was haben wir gelacht, als Göring sagte: Kanonen statt Butter. Heute erhalten die Deutschen mehr Butter als wir. Was haben wir doch über die deutsche Kleiderkarte gelacht. Heute meldet das Radio, daß man

gar keine Wollsachen mehr kaufen dürfe! Wer hat es da weiter gebracht? Ich glaube, wir Schweizer müssen noch einen gewissen Anstand gegen andere Länder lernen. Es wird vielleicht bitter sein. (Berchtold, 1. November 1940)

Wir sind unheimlich *verwöhnt*, und das ist ein «*Fäulniserreger*». Noch eins, das muß noch raus. Ich hoffe, daß es uns Schweizern noch sehr schlecht gehen wird. Ich wünsche es herbei, daß es hundsmiserabel wird in allen Beziehungen.
(Hans, 12. Dezember 1940)

Als ich Hans' Schlußsatz gelesen habe, staunte ich, als ob ich nicht recht verstanden hätte. Nein, so selbstlos schätzte ich Dich doch nicht ein, daß Du uns, und selbstverständlich auch Dich, in eine Zeit versetzt sehen möchtest, in der es uns hundsmiserabel geht. Ich habe mich bemüht, den Grund Deines extremen Wunsches zu finden. Aber es tut mir leid, ich habe ihn nicht gefunden. Wenn wir Schweizer schon nach allen Kanten hin verwöhnt und vielleicht auch verweichlicht sind, so sind das doch keine stichhaltigen Gründe, einen solch frommen Wunsch zu äußern. Zugegeben, es tut not, sich an eine andere Lebensweise zu gewöhnen. Im Vergleich zu andern Staaten ist unser Lebensstandard zu hoch. Aber bist Du Dir auch der riesigen Folgen Deiner verantwortungslosen Äußerung bewußt? Was das heißt, daß es uns in jeder Beziehung hundsmiserabel gehen soll? Ich glaube nicht. Vielmehr hat Dein unüberlegter Ausspruch seinen Ursprung in einer temporären moralischen Depression. Ich hoffe es wenigstens, sonst wäre viel eher die Bezeichnung Defaitist am Platze, um nicht gleich mit «Landesverrat und fünfte Kolonne» aufrücken zu müssen.
(Felix, 14. Dezember 1941)

Lieber Hans, gib mir einmal Antwort auf folgende Frage: Ist es ein Fehler, daß es uns Schweizern vorläufig noch relativ gut geht, daß wir die Kriegsfurie erst an unseren Grenzen toben hören und sie uns vorläufig verschont hat, daß wir im letzten Krieg glimpflich davon gekommen sind und daher heute unser Lebensstandard recht hoch ist? Sollten wir nicht eher dankbar sein dafür? Müssen wir auch in den Dreck hinunter, um nachher mühsam denselben Weg aufwärts wieder zu machen? Meinst Du vielleicht, alle jene Völker, welche im letzten Krieg und nachher so scheußlich gelitten haben, seien heute auf einem kulturell oder ethisch höheren Niveau als wir, eben weil sie durch den Sumpf hindurch mußten? Sind sie nicht heute vielmehr übler dran als vor 1914, und zwar Sieger und Besiegte? Müssen wir nicht fürchten, daß nach diesem Krieg überhaupt alles, was an Idealen noch vorhanden ist, dem Untergang geweiht sein wird und der Materialismus in der reinsten Form (Kommunismus oder Marxismus) auf den Ruinen von Europa als aasfressende Hyäne sein Unwesen treiben wird?

Aber in einem hast Du recht. Obschon es uns besser geht, sind wir nicht besser als andere. Statt daß wir die Gnade, die uns zuteil wird, dankbar hinnehmen, im Bewußtsein, daß, gerade weil es uns besser geht, unsere Aufgabe um so größer ist, stehen wir als händeringende Beschauer am Abgrund der europäischen Kul-

tur und finden den Mut und die Kraft nicht, unsere Mission zu erfüllen. Diese Mission, den Völkern der ganzen Welt zu zeigen, daß durch friedliche Arbeit, durch Überwindung des Materialismus, durch den Geist der Höhenstraße der Landesausstellung[23], dasjenige Niveau schneller und besser erreicht wird, welches die andern durch Kolonialbesitz, Expansion, Ausplünderung der Nachbarn, Beherrschung der Kontinente oder der Meere zu erreichen versuchen. Wir haben vielleicht noch eine Chance, in diesem Jahr die erlösenden Schritte zu tun, welche uns gestatten, bei uns die soziale Frage auf demokratischem, föderalistischem Wege zu lösen. Wir müssen die Aufgaben, welche durch die Not der heutigen Zeit dazukommen, bewältigen und dazu als heilende und helfende Brüder überall dort eingreifen, wo die Not am größten ist. Dazu ist aber nötig, daß wir uns alle aufraffen, daß ein Schwung durch die Reihen unseres Volkes geht. Aber der Schwung, Hans, muß in die richtige Bahn geleitet werden. Er darf nicht destruktiv sein wie in Rußland und Deutschland, sondern konstruktiv auf eine höhere Warte gerichtet. Lest das folgende Buch, wenn Ihr ungefähr sehen wollt, wohin wir kommen müssen: K. v. Neergaard, Die Aufgabe des 20. Jahrhunderts[24]. Es gibt sicher noch andere spezifisch schweizerische Schriften, die uns den Weg weisen und das Ziel, welches zu erreichen ist. (Ludwig, 1. Januar 1941)

Hans hat geschrieben: «Ich hoffe, daß es uns Schweizern noch sehr schlecht gehen wird.» Es ist dies ein Ausspruch, der sicher nicht von allen gutgeheißen wird. Aber auch ich hoffe, daß die Schweiz in nächster Zeit einmal eine harte Prüfung zu bestehen hat. Dann wird sich zeigen, wer dieser Prüfung gewachsen ist, wer bereit ist, wem das Wort «Vaterland» etwas sagt. Ich glaube aber, das Resultat wird nicht gerade rosig ausfallen. Wer die Augen offenhält, der sieht und hört manches. Was nützen große Worte wie Vaterland und Heimat? Auch vom letzten Blutstropfen hört man hin und wieder etwas!

Ich denke dabei gerade an Frankreich. Hochtrabende Worte wurden geschwungen von Sieg usw. Als es aber dann darauf ankam, stürzte alles zusammen, weil man eben trotz aller Worte nicht vorbereitet war. England dagegen, schmählich im Stich gelassen von seinem Verbündeten, sagte: «Nun sind wir allein, nun werden wir kämpfen.» Und alle Schläge, die es erhält, gibt England zurück. Das ist es, was den Schweizern fehlt; eine harte Prüfung, bei der jeder die äußersten Kräfte anspannen muß, bei der das ganze Volk zusammensteht, um zu zeigen, daß es noch alte Schweizertreue gibt. (Helmut, 10. Januar 1941)

Helmut und Hans sind beide der Ansicht, daß uns Schweizern eine harte Schule not täte. Einverstanden, bis zu einem gewissen Punkte mag das zutreffen. Ich bin aber mit der Formulierung dieser Bemerkung nicht einverstanden. Es ist von uns eine Vermessenheit, uns selbst Schlechtes anzuwünschen. Ich sehe den Moment kommen, wo die Not in unserm Lande ganz von selbst kommen wird, und wo auch diejenigen, welche solche verwegenen Wünsche äußern, vielleicht froh wären, wenn die Erfüllung nicht so prompt und gründlich gekommen

wäre. Es ist aber unsere Pflicht, als Schweizer uns vorzubereiten für die Zeit der Not, damit wir dann wirklich mit allen Kräften dagegen ankämpfen können. Denn «Krieg», sei er nun militärischer, geistiger oder wirtschaftlicher Art, kann man nur gewinnen, wenn man in den ruhigen Zeiten die nötigen Vorsorgen getroffen hat. Das Pfadertum ist nun aber wie keine andere Bewegung geeignet, uns die nötigen Kräfte zu verschaffen, um in allen Situationen unsern Mann zu stellen, sie zu beherrschen und uns nicht von den Ereignissen treiben und überraschen zu lassen. (Ludwig, 12. Januar 1941)

Auch ich finde es etwas seltsam, daß Hans und Helmut die Not in unserem Lande wollen. Es sind sicher hier in der Schweiz genug Mißstände, die das Volk unzufrieden machen. Kommt jetzt noch die Not wirtschaftlicher Art dazu, dann kann es bestimmt nicht mehr ruhig bleiben. Die aufrührerischen Elemente stehen dann gegen unsere Regierung und klagen sie an. Das finde ich jedoch falsch. Hat man eine Regierung, die wie bei uns durch die Volksvertreter gewählt wurde, also auch durch das Volk selber, so muß man sie in ihren Bemühungen aufs stärkste unterstützen. Würde es wohl etwas nützen, wenn in schwerer Zeit noch die Wirren einer Kabinettsumbildung dazu kämen? Ich glaube kaum. Das sehen aber die meisten Leute nicht ein. Deshalb würde uns die von Hans und Helmut geforderte Prüfung wohl in schweres Unglück stürzen.

(Markus, 24. Januar 1941)

Über Ostern war ich ein wenig fort von Bern. Überall, besonders im Zug, hörte man viel Interessantes über die neuesten Ereignisse. Alles schien bedrückt über das Schicksal der Jugoslawen und Griechen[25]. Und immer hörte man wieder: «Ja, die Deutschen, denen ist niemand gewachsen.» Hauptsächlich ältere Leute waren stark beeindruckt und klagten über das Elend. Andere sagten: «Der nimmt uns ohne Schwertstreich. Wir sind ja so gut wie abgeschnitten.» Man hört auch etwa das Folgende: «Was kann die kleine Schweizer Armee mit ihren wenigen Tanks ausrichten gegen die Panzerdivisionen, gegen die Flugwaffe der Deutschen?» Durch solche und ähnliche Reden wird der Glaube an die Tüchtigkeit unserer Armee zerstört, auch durch Gerüchte verschiedener Art usw. Überall stecken da Agenten dahinter, die solche Stimmungen ausnützen, fördern, selbst falsche Gerüchte verbreiten über Mißstände in der Armee, über die Unbeliebtheit und Unfähigkeit der Offiziere usw. Das ist das Arbeitsfeld der fünften Kolonne, und die dummen Schweizer helfen ihr dabei nach Kräften. Was können wir dagegen tun? Vorerst einmal den Glauben an Regierung und Armee nicht verlieren. Das ist das Wichtigste. Und wenn alles um uns her zusammenbrechen sollte, wir dürfen den Mut nicht verlieren! Wir müssen den Gerüchten entgegentreten, ihre Verbreitung verhindern, ebenso die Zersetzung unseres Volks durch ausländische Propaganda. Wir müssen kämpfen für unsere Freiheit, nötigenfalls mit den Waffen.

Ich habe am Ostersamstag mit einem hohen Offizier gesprochen über unsere Verteidigung. Er sagte mir mit vollster Überzeugung: «Wenn sie uns angreifen, so werden sie so richtig aufs Haupt geschlagen. Unsere Verteidigung ist gut. Gegen die Tanks haben wir Abwehrgeschütze und Flammenwerfer, gegen die Flugzeuge haben wir auch gute Abwehrmittel.» Es tut gut, solche Sachen zu hören! Wir werden große Opfer bringen müssen, aber es wird sicher nicht umsonst sein! (Helmut, 16. April 1941)

Zu Helmut möchte ich bemerkt haben, daß die Landesverteidigung im gesamten für uns alle, auch für die Nichtpfader, gar *kein Diskussionsthema* sein kann und darf. Für uns soll feststehen, daß jeder das seine einsetzen muß, ob an einem modernen Geschütz oder mit einer «älteren» Waffe. Bei Fraubrunnen haben die Berner auch mit Sensen gefochten und ihr Recht und die Heimat verteidigt.
(Markus,12. Mai 1941)

Markus, ich bin ganz Deiner Ansicht. Über eine Verteidigung der Schweiz zu diskutieren, ist nicht soldatisch. Jeder Schweizer soll sich bewußt sein, daß es nur *eine* Wahl gibt: Kampf, sobald unsere Unabhängigkeit angegriffen ist. Alles andere ist unschweizerisch und unserer Vergangenheit sowohl als unserer bevorzugten Stellung unwürdig. Gibt es denn darüber etwas zu diskutieren? Sind das nicht Deserteure, die ängstlich den Umstand in Betracht ziehen, daß der Gegner so und soviel tausend Panzerwagen besitze und über eine riesige Luftwaffe verfüge? Wissen diese Leute nicht, daß Krieg für die Schweizer bedeutet: Rücksichtsloser Einsatz für die gute Sache, möge der Ausgang des Ringens sein, wie er wolle?

Helmut, Du sagst, die Worte des von Dir erwähnten hohen Offiziers hätten einen guten Einfluß. Ich sehe das etwas anders an. Natürlich muß der Soldat Vertrauen in seine Waffe haben. Aber er muß bei der Wirklichkeit bleiben. Ich persönlich glaube nicht, daß wir die Deutschen so richtig aufs Haupt schlagen werden. Das hatten die Franzosen seinerzeit auch gesagt; leider kam es dann anders. Nein, wir müssen uns bewußt sein, daß ein Kampf mit den Deutschen furchtbar hart würde, und daß es unseres ganzen körperlichen und geistigen Einsatzes bedürfte, um ehrenvoll zu kämpfen. Ich sage nicht einmal aufhalten. Denn ob wir das können, wird sich erst im Kampf zeigen. Wichtig ist nur, daß jeder Schweizer sich bis zum Letzten schlägt, und *darauf* sind die Truppen vorzubereiten. Dem unerschütterlichen Glauben in die Abwehrwaffen liegt eigentlich die Theorie des Stellungskrieges zugrunde, und die hat ja bekanntlich versagt. Abwehr durch Aktionen, das muß heute die Maxime der schweizerischen Kriegführung sein. Und das vor allem in der Nacht, das heißt: Nahkampf. Unser Gelände erlaubt uns das. Wir müssen uns aber auch so ausbilden, daß wir dem Gegner im Einzelkampf wesentlich überlegen sind. Und das bedeutet Heranbilden eines kühnen Kampfgeistes, was nur durch ewige Übung und Angewöhnung möglich ist. (Hugo, 15. Mai 1941)

Unsere Situation ist verzweifelt ruhig. Es ist die bekannte Stille vor dem Sturm. Wo überall es losgehen wird, das zeigen die nächsten Wochen: das heißt sicher in allen Himmelsrichtungen. Vielen Leuten scheint Englands Aufkommen sicher, da es den Winter hat durchhalten können. Dies ist eine große Hoffnung, mehr nicht. Sicher ist für mich folgendes: wir werden auch dieses Jahr noch gewaltige deutsche Erfolge zu buchen haben. Aber mit einer gewissen Gesetzmäßigkeit, die die Geschichte zur Genüge aufweist, geht jeder Krug nur so lange zum Brunnen, bis er bricht. Die Deutschen prophezeien, daß sie England überall dort angreifen wollen, wo es in Erscheinung tritt. Damit, scheint mir, habe sich in diesem großen Weltgeschehen etwas geändert. Damit gestehen die Angreifer, vor deren Blitzkriegen alle Welt zitterte, daß sie an gewissen Stellen zur *Defensive* übergegangen sind. Sie haben allerdings die Hauptoffensive gegen England selbst immer noch als ständige Drohung und Waffe zur Verfügung. Daneben aber haben sie bemerkt, daß das Gesetz des Handelns nicht mehr allein in ihrer Hand ist. Sie haben die Front über ganz Europa ausgedehnt. Aber jetzt sind sie nicht mehr imstande, ohne daß es jemand merkt, einen überraschenden Angriff auszuführen. Sie können nicht auf einen Schlag Gibraltar, Malta, Abessinien, Benghasi, Griechenland, Kleinasien und den Suezkanal erobern. Das britische Weltreich können sie aber nicht bodigen, ohne vorher diese Stützpunkte alle zu Fall gebracht zu haben. Es wird Leute geben, die sagen: was hindert sie, diese Punkte nach und nach zu erobern? Dagegen darf man nur bemerken: *die* Macht, die bis jetzt alles auf den Blitzkrieg abstellte, wird sich nicht plötzlich umstellen auf die andere Art des Kriegführens. Und ein Losschlagen nach allen Seiten hin wird die Gefahrenmomente nur vergrößern, und zwar eben für den Angreifer selbst. Der langen Rede kurzer Sinn: Die Ironie des Schicksals will es, daß jeder Erfolg, den die Deutschen auf dem Wege der siegreichen Fronterweiterung tun, im Grunde genommen ein Schritt zum unglückseligen Ende dieses Eroberungskrieges ist. (Thomas, 30. März 1941)

3. Innere Spannungen in Wirtschaft und Politik

Ja, diese Hamsterei![26] In Bern war sie ganz verrückt. Am Freitag ging es auf die Schuhe los, nachdem die Wollsachen gesperrt worden waren. Um 17 Uhr waren die Läden noch offen. Um 17.15 Uhr wurden sie schon geschlossen. Von da an wurden nur so viele Käufer neu eingelassen, wie gleichzeitig hinausgingen. Die Türe wurde von einem Securitasmann geöffnet und wieder geschlossen. Im Schuhgeschäft Georges hat eine Frau ein Paar Schuhe anprobiert. Als sie ihr paßten, wollte sie sofort 10 Paar davon haben. Natürlich hat sie sie nicht erhalten. Im Sportgeschäft «Vaucher» sah ich eine Familie, die sich zuerst ein Paar Skischuhe, dann eine Windbluse und schließlich noch ein warmes Hemd und Handschuhe kauften. Daß sie diese Sachen unbedingt benötigen, glaube ich nicht. Sie haben nur Angst bekommen, wenn es eine Rationierung gäbe, könnten sie

nicht genug erhalten. Wenn viele Leute so denken, kommt es natürlich zu diesem Aufkauf der Waren in den Läden. Aber betrüblich ist es, wie viele Schweizer nur an sich denken, wie viele Egoisten es gibt! Ich sah an einem Ort auf jedem Küchenfenster ein gehamstertes «Ankebälli» von ungefähr 10 kg. An einigen Orten ist die gehamsterte Butter schon zugrunde gegangen.

Am Samstag haben junge Burschen (Tessiner Studenten) Plakate herumgetragen mit der Aufschrift: *Hamstern ist Landesverrat!*

(Viktor, 2. November 1940)

Der große Sturm der Hamsterei hat sich gelegt. Gott sei Dank haben die Behörden den Moment erfaßt und vorzeitig gewisse Artikel gesperrt, wie Seife etc., um einem neuen Run vorzubeugen. Doch die ausgeklügelten Egoisten werden bald einen bis heute noch freien Artikel entdecken, der dann das Objekt ihres traurigen Geschäftes wird, bis behördliche Maßnahmen ihnen das Handwerk legen. (Felix, 15. November 1940)

Das Auffälligste bei diesen Hamsterkäufen war doch die Tatsache, daß plötzlich überall Geld zum Vorschein kam; auch da, wo es vorher schien, daß wenig oder nichts vorhanden sei. Wir wollen vielleicht einmal schauen, was für Leute denn gehamstert haben. Da sind erstens die Spekulanten, welche nur auf ihr Geschäftchen versessen sind. Man kauft große Mengen von Waren auf, von denen man weiß, daß die Nachlieferungen erschwert sind, stapelt sie irgendwo auf, um später, wenn die Preise 10 oder 20 % höher sein werden, wozu man selbst durch die Entfernung der Ware vom Markt recht viel beiträgt, im offenen oder schwarzen Handel einen guten Schnitt zu machen. Ich bin überzeugt, daß nicht der Kauf von fünf oder zehn kg. Ankenballen durch diese oder jene Hausfrau viel dazu beigetragen hat, daß hier rationiert werden mußte, sondern es müssen von Leuten, welche die nötigen Einrichtungen zum Aufbewahren haben, fünfzig- und hundertkiloweise Vorräte angelegt worden sein. Ein Teil davon soll jetzt schon fröhlich schwarz unter der Hand verkauft werden. Wie mit der Butter ging es sicher auch mit vielen andern Waren (Schuhe, Stoffe etc.) So war's ja auch mit dem Benzin.

Es gibt eine zweite Gruppe von Leuten, die nicht Hamsterkäufe machen, weil sie nachher wieder Verkäufe machen wollen, sondern nur, um selbst auf einige Zeit eingedeckt zu sein, um für sich zu kaufen, solange die Preise noch tief und die Waren noch zu haben sind. Solche Käufe wären in normalen Zeiten ganz unschädlich. Aber heute helfen eben auch solche Käufe mit, das Angebot der betreffenden Ware momentan stark zu vermindern, was unwillkürlich zu Preiserhöhungen führen muß.

Die dritte Gruppe von Leuten sind diejenigen, welche seit Jahren vielleicht mit gewissen Käufen gewartet haben, in der stillen Hoffnung, daß alles noch billiger werde. Diese hatten nun plötzlich Angst, das neue Kleid, welches sie schon lange nötig gehabt hätten, oder die neuen Schuhe überhaupt nicht mehr

kaufen zu können, weil es dann nicht mehr zu haben oder durch die Preiserhöhung sonst unerschwinglich geworden wäre.

Die vierte Kategorie sind alle diejenigen, welche planlos mitgingen, weil es die andern auch taten, diejenigen, welche wahrscheinlich die stupiden Käufe von Hunderten von Fadenspulen oder ähnlichen Dingen besorgten.

Aber alle diese Käufer mußten doch Geld haben, denn gekauft wurde alles gegen bar. Wo kam denn das Geld plötzlich her? Es war eben auch gehamstert. Wenn aber die Waren anfangen, knapp zu werden wie durch den Krieg, dann kommt das gehamsterte Geld plötzlich zum Vorschein, stürzt sich seinerseits wieder auf die Waren und hilft sie noch mehr verknappen, wodurch die Preise noch mehr in die Höhe gehen (trotz der Preiskontrolle). Das wird aber immer mehr Geld aus dem Hamsterstrumpf ans Tageslicht fördern, und der Kreislauf fängt von neuem an. Wird rationiert, so stürzt sich das Geld einfach auf eine andere Ware, wie wir es so wunderbar miterlebt haben. Das ist der Anfang einer Inflation; eine solche geht dadurch weiter, daß bei erhöhten Lebenskosten auch die Löhne erhöht werden müssen, wodurch noch mehr Geld (fabriziert von der Notenbank) in Umlauf gebracht wird. So etwas Ähnliches droht uns heute, wenn nicht schnellstens dafür gesorgt wird, daß das gehamsterte Geld unschädlich gemacht wird. Wir haben also gesehen, daß das gehamsterte Geld vor allem schuld ist an der Hamsterei der Waren; denn wenn nicht zuviel Geld vorhanden gewesen wäre, hätte auch niemand zuviel kaufen können. Es haben aber angesehene Politiker (Nationalräte etc.) die Summe der gehamsterten Banknoten in der Schweiz auf eine Milliarde beziffert (Fr. 250 pro Kopf der Bevölkerung). Das ist nicht etwa Geld auf Sparkassenbüchlein, sondern alles im «Strumpf». Die von der Nationalbank ausgegeben Noten belaufen sich auf etwa 1,5 Milliarden. Es könnten also heute durch die Hamsterer dreimal mehr Noten auf den Markt geworfen werden, als heute schon umlaufen, ohne daß der Bundesrat oder irgend jemand vorderhand etwas dagegen machen kann. (Ludwig, 11. November 1940)

Daß die Preise steigen, ist nicht abzustreiten. Die Ursache dafür ist aber nicht das gehamsterte Geld, sondern die erhöhten Gestehungskosten im Ausland. Beispielsweise erhielten wir früher die Kohle aus Deutschland, Frankreich, Belgien und England. Heute aber kommen zum Teil Kohlen aus Amerika. Daß sich solche Schwierigkeiten in der Beschaffung der Rohmaterialien auch in den Fertigprodukten in der Schweiz auswirken, dürfte klar sein. Für unsere Währung dürfte die Hamsterei eher Vorteile gezeitigt haben. Durch diese Angstkäufe kam sicher viel gehortetes Geld in Verkehr, das heißt zurück zum Noteninstitut. Dadurch wird der Notenumlauf verringert und nicht, wie Ludwig schreibt, erhöht. Daß gegenwärtig ca. 1 Milliarde Noten gehamstert sind, ist ohne weiteres möglich. Laut Prof. Bachmann (Mitglied des Direktoriums der Nationalbank) befindet sich ein großer Teil der gehorteten Noten im Ausland, ähnlich wie während des Ersten Weltkrieges Dollarnoten gehandelt wurden. Diese Summen bilden aber für unsere Währung keine Gefahr, da sie im Inland nicht zirkulieren. Im Gegenteil,

durch die Notenhamsterei des Auslandes haben wir bedeutende Guthaben im zahlungsfähigen Ausland, über die wir momentan zur Versorgung des Landes verfügen können. Ludwig behauptet, daß, wenn eine Ware rationiert würde, das flüssige Geld sich einfach auf eine andere stürze. Eine Zeitlang konnte man wirklich meinen, daß dies stimme. Seit einigen Wochen hört man aber überhaupt nichts mehr vom Hamstern. Wohl deswegen, weil alles, was gehamstert werden könnte, rationiert ist. Von dem Moment an, wo die Hamsterei aufhört, stimmt auch die Theorie von Ludwig nicht mehr. Wie stellt sich wohl Ludwig das «auf den Marktwerfen» einer Milliarde vor, ohne daß Waren dafür gekauft werden? Kommen sie nämlich auf die Bank, dann fließen sie automatisch zur Nationalbank zurück, und der Schaden ist behoben.

Die Gefahr einer Inflation besteht also, aber sie kommt von einer andern Seite. Die Nationalbank hat tatsächlich den Notenumlauf erhöht. Diese Erhöhung kommt aber von den gewaltigen Ausgaben des Bundes für die Landesverteidigung, die bis jetzt zum größten Teil durch Reskriptionen bei der Nationalbank, das heißt durch Staatswechsel auf die Nationalbank, gedeckt wurden. Dieser zusätzliche Notenumlauf muß und wird auch abgeschöpft. Dies geschieht jetzt durch das Wehropfer. Die vom Volk zu bezahlenden Beträge kommen als Rückzahlung via Bundeskasse an die Nationalbank zurück, so daß der Notenumlauf um die Beträge des Wehropfers verringert wird, ohne daß der Staat neue Schulden eingehen müßte. Durch Anleihen könnte das gleiche erreicht werden, aber nur vorübergehend. Denn die Anleihen müssen verzinst werden, was neue Geldmittel und damit eine weitere Verschuldung bei der Nationalbank erfordern würde. Diese Anleihen und die Schulden für Verzinsung müßten letzten Endes aber doch wieder durch direkte oder indirekte Bundessteuern gedeckt werden. Aus diesem Grunde hat der Bund bis jetzt relativ sehr wenig Anleihen aufgenommen. Das neueste Anleihen wurde weniger zur Finanzierung der laufenden Ausgaben des Bundes ausgegeben als zur Konsolidierung des Geldmarktes und zur Abschöpfung des überflüssigen Kapitalangebotes. Solange unsere außerordentlichen Ausgaben weitgehend durch Steuern aufgebracht werden können, solange ist die Gefahr einer Inflation bei uns noch nicht akut. Daß die schweizerische Währung auch einem ausländischen Druck nicht nachgeben muß, dafür garantiert uns unser Goldbestand von über 2 Milliarden und ein Devisenvorrat von beinahe einer Milliarde. (Heinrich, 17. Dezember 1940)

So, Heinrich, jetzt sollte ich mich eigentlich mit Dir auseinandersetzen. Damit aber unser Buch nicht zu einem Disputplatz über tote nationalökonomische Grundsätze wird, will ich mich hier nur kurz fassen, bin aber gern bereit, einmal mündlich mit Dir oder einem andern solche Fragen zu besprechen. Hier nur folgendes. Ich bin Dir dankbar für folgende Feststellungen:

1. «Daß das gehamsterte Geld eine Gefahr für den Landeskredit bedeutet, daß es eine Inflation herbeiführen kann.» Dies war mir wichtig, das festgehalten zu sehen; denn auf diese Feststellung hin muß sich jeder mit der Frage beschäfti-

gen: Wie ist diese Gefahr zu beheben, welche Möglichkeiten haben wir, ihr zu begegnen?

2. «Die Gefahr einer Inflation besteht, aber sie kommt von einer andern Seite. Die Nationalbank hat tatsächlich den Notenumlauf erhöht.» Diese Feststellung heißt nichts anderes, als daß die Inflation, wenn sie kommt, von der Notenbank *gemacht* wird. Das heißt aber nichts anderes, als daß die Notenbank uns alle in den Abgrund reiten kann, wenn es ihr paßt. Daß eine 15 % Steigerung der Lebenskosten (im Großhandel 45 %) nicht rein auf das Ausland zurückgeführt werden kann, ist klar (s. Abwertung), wir haben also schon einen Anfang dieser Segnung durch die Notenbank.
3. Was Du da über unsern famosen Goldbestand sagst, hätte ich lieber verschwiegen. Wir wären heute viel besser dran, wenn wir statt des Goldes in der Nationalbank Vorräte an Benzin, Baumwolle, Wolle, Getreide, Metallen etc. hätten, die uns helfen könnten, die kommende Notzeit zu überstehen. Fressen können wir das Gold nicht. Wenn die Wirtschaft nach dem Kriege nach nationalsozialistischen Ideen geleitet würde, so könnten wir unsern Goldhaufen auf den Mist werfen. Denn wir würden kaum etwas dafür kriegen. Ich zweifle stark, daß, wenn die andern obenausschwingen, je wieder die Goldwährung eingeführt wird. Daß uns unser Goldvorrat auch vor der Abwertung nicht geschützt hat (Abwertung = Nachgehen der Währung auf einen ausländischen Druck hin), weißt Du ja genau. (Ludwig, 1. Januar 1941)

In letzter Zeit beschäftigt mich die Frage des *militärischen Vorunterrichtes*[27] außerordentlich. Bis vor kurzem war ich eindeutig für die Verwerfung des Gesetzes. Ich bin mir über die Gründe, die gegen das Gesetz sprechen, völlig im klaren. Vor allem schien mir die Angelegenheit vom Gesichtspunkt der Pfadfinderei aus als eindeutig erledigt. Andererseits betrachte ich diese Abstimmung nicht als einen gewöhnlichen, leeren Staatsakt, bei dem über die Existenz einer Institution entschieden werden soll. Es ist vielmehr eine Kundgebung, ein Zeugnis für unsern Wehrwillen. Wir Pfader haben einen zu engstirnigen Standpunkt bezogen. Wir dachten nur an unsere Existenz. Wir übersehen, daß es vielen jungen Schweizern, die bis anhin etwa tatenlos dahinsiechten, unbedingt gut täte, mehr aktiv zu werden. Nun kommen gewisse Gegner und behaupten: Die Idee wäre richtig, aber die Art der Durchführung ist schlecht. Dazu muß betont werden, daß es sich um ein Rahmengesetz handelt, bei dem die Erfahrung beim weiteren Ausbau und bei der weiteren Ausführung eine wesentliche Rolle spielen wird. Ich erachte die Auffassung, den Instanzen, die das Gesetz durchführen werden, die nötigen Fähigkeiten und das Verständnis für die Jugend abzusprechen, als eine etwas voreilige Behauptung. Wenn in enger Zusammenarbeit mit Führern von Jugendorganisationen das Gesetz vernünftig und zweckdienlich ausgebaut wird, so kann der Vorunterricht für die Gesamtjugend von Nutzen sein. Es ist doch besser, die Gesamtheit auf ein gewisses Niveau zu bringen, als dies einer Elite zu überlassen, die einen zu geringen Prozentsatz unserer Jugend umfaßt. Dabei

ist es wichtig, die Eliteorganisationen, wo jeder freiwillig beitreten kann, zu erhalten. Ich meine damit vor allem die Pfader. Die Leistungen, die bei Pfadern durch Freiwilligkeit hervorgebracht werden, sind unbedingt wirkungsvoller. Diese müssen erhalten bleiben. Es gibt aber nur wenige, die einsehen, gerade dort ihre Ehre völlig einzusetzen, wo es um Freiwilligkeit geht. Diejenigen aber, die dies einsehen, dürfen nicht unter Zwang gesteckt werden. Ihre Leistungen, ihr inneres Feuer würden so reduziert. Denjenigen aber, die sich der Freiheit würdig erweisen, soll sie erhalten bleiben. Die Langweiler aber muß man halt mit Zwang rupfen. Sie sind zu schwach, um ihre Freiheit zu erfassen und richtig zu verwerten. (Peter, 21. November 1940)

Zum Schluß noch einige Schlaglichter über den Abstimmungskampf betreffend das *Vorunterrichtsgesetz*. Bereits als ich in meiner Eigenschaft als Pfadfinderführer Unterschriften für das Referendum sammelte, mußte ich von einem Bundesbeamten hören: er gäbe mir die Unterschrift gerne, wenn er es nur wagen könnte. Er könne sich aber nicht aussetzen, er könne nicht die Carrière deswegen etc. Welcher Mangel an Zivilcourage in einer Demokratie! Das hat mich am meisten bewogen — neben den für mich wichtigeren sachlichen Beweggründen — mich aktiv im Kampf einzusetzen. In einer Demokratie ist sonst ein Kampf ein ehrlich und ritterlich Ding. Das war diesmal leider nicht der Fall. Die Befürworter hatten das Vaterland allein für sich gepachtet. 99 % waren ja von vornherein dafür. (Als es in Deutschland so war, hat man sich mit Recht empört. Aber die Schweizer wären genau gleich wie die Deutschen auf eine Diktatur reingefallen).

Die großen Tageszeitungen brachten Tag für Tag Artikel mit dem Motto: «Sabotage oder Beschränktheit» (siehe NZZ). Den Gegner ließ man nicht einmal in der kleinsten Eingabe zu Wort kommen. Zur gleichen Zeit machte man es dem Gegner zum Vorwurf, daß er im dunklen wühle. Aber es hätte eben Freiheit der Meinung gebraucht, um statt des dunklen Wühlens eine offene Diskussion zustande kommen zu lassen. Nicht einmal Inserate wurden in die Tageszeitungen aufgenommen. Die Gegner sollten anscheinend nur aus Pazifisten und Kommunisten bestehen. Nationalrat Meili hat auch mit der Lächerlichmachung gearbeitet. Hat er doch in öffentlicher Versammlung erklärt, es sei nicht verwunderlich, daß Prof. Hanselmann (der berühmte Psychologe) [28] im Lager der Gegner stehe. Er habe ja viel mit Verrückten zu tun; das habe halt abgefärbt!

Damit genügt es. Dies war ein kleines Bouquet aus den traurigen Erfahrungen. Und alles hätte vermieden werden können, wenn die Behörden etwas mehr Psychologie gehabt hätten (das hat ihnen auch beim Hamstern gemangelt). Denn der Bundesrat hätte das beabsichtigte Ziel auch mit andern Mitteln erreichen und damit einen Großteil der Gegnerschaft vermeiden können.

(Thomas, 12. Januar 1941)

4. Enttäuschungen bei der Rückkehr ins Zivilleben

Am 21. September sind wir entlassen worden. Mit allen Mitteln hab' ich mir eine Arbeit, eine Stelle gesucht. Alles aussichtslos. Auf acht offene Stellen, meistens Aushilfsposten, die ich weitgehend hätte ausfüllen können, bekam ich immer das gleiche zu hören: Für Ihre Dienstofferte zeigen wir kein Interesse. Zivilisten, die nicht Dienst tun, werden natürlich eingestellt! Kommentar ist überflüssig. Einesteils begreife ich diese Herren Direktoren. Sie wollen nicht das Risiko auf sich nehmen, einen Diensttuenden anzustellen, der oft abwesend ist. Sollen wir Auszügler aber «verrecken» und aus der privaten Geschäftswelt ausgeschieden werden? Ich habe meine Existenz verloren, ein eigenes Atelier, mit dem ich mehr als genug verdiente. Diesem jammere ich nicht nach. Dienst heißt opfern, und für unsere Freiheit ist dies mehr als recht. Was aber viel ärger für mich ist, liegt darin, daß ich meine Höhe im Schaffen, die ich durch jahrelanges Arbeiten und Studium erreicht habe, total verloren habe. Existenzfähig ist bei uns angewandten «Künstlern», wenn ich diesen verkitschten Namen brauche, nur einer, der täglich übt. Jammern will ich nicht. Fange halt wieder von vorne an. Nur soll mir keiner von den Herren, die sich vorher um mich gekümmert haben, da ich ein langsam aufsteigender Dekorateur und Grafiker war, sich erlauben, mir wegen des zu langen Dienstes einen Vorwurf zu machen, wie es mehrmals bei meinen Bemühungen geschehen ist. Ich bin nicht auf diese heitere Gesellschaft angewiesen.

Momentan arbeite ich als Handlanger im Zeughaus, ich schäme mich nicht. Gelebt muß ich schließlich auch haben. Aber nicht nur ich habe solches erlebt. In unserer Kompanie ist einigen die Stelle, die sie schon jahrelang innehatten, gekündigt worden! Versetzt Euch in die Situation dieser Arbeiter. Ihr Kopf ist nicht so beschaffen, daß sie über solches leichthin hinwegkommen können. Sie sehen nur das große Unrecht und schimpfen und kehren ihren Spieß um. Beschuldigen darf man diese Leute nicht. Alle Menschen können nicht intellektuell sein. Nur erwartet man von den Intellektuellen, daß sie die Einsicht haben, solches zu verhüten, weil sie doch erkennen sollten, wie gefährlich die Folgen solchen Handelns sind. (Hans, 27. September 1940)

Mit Entrüstung habe ich die Zeilen von Hans gelesen. Die Herren Großsprecher sollten sich wirklich schämen. Sie sollten mehr handeln und weniger «schnörren». Ich frage mich wirklich, ob die Arbeitsbeschaffung jetzt, wo noch ein großer Teil der Armee einberufen ist, schon ein unlösbares Problem geworden ist. Vielmehr habe ich den Eindruck, daß man sich gar nicht ernsthaft darum kümmert. Für Hans hoffe ich, daß er einmal in gesicherter Position den freundlichen «Meistern» das Zeug zurückzahlen kann. (Christoph, 3. November 1940)

Aus der Schlacht um Kreta haben die Engländer ihre Lehren gezogen, und die Öffentlichkeit scheute sich nicht, kräftig zu *kritisieren*. Die Schweiz aber, die dem Bürger die Rede- und Pressefreiheit als einen großen Vorteil der Demo-

kratie anpreist, hat eine scharfe *Zensur*. England — mitten im Krieg — gestattet es, daß an der Kriegführung Kritik geübt wird. Die Zensur ist in der Schweiz heute wohl notwendig. Sie sollte aber nicht die *berechtigte Kritik* an *Mängeln im Innern*, wenn sie *gut schweizerischem Geist* entspringt, unterdrücken.

Vor Monaten stürzte ich mich mit Feuereifer in eine neue Aufgabe: Die Durchführung der Rationierung der Gummireifen und Schläuche. Ich sehe heute deutlich, was die Freimaurer dem Volk für Schaden zufügen, indem sie «Freunde» in den höchsten Staatsstellen haben und so alles auf ihre Mühle leiten können. Aber auch verschiedene Nicht-Freimaurer haben ihre «demokratischen» Geschäftspraktiken.

Ist es nicht ein Hohn, daß gegenwärtig der arme Teufel sich die Füße wundlaufen muß, bis er einen Veloreifen kaufen darf, während der Reiche ohne weiteres ein neues, bereiftes Fahrrad erhält? (Zu unserer Rechtfertigung muß ich ergänzen, daß dieser Zustand bald ändern wird.)

Jeder Fabrikant, jeder Händler sieht nur seine Privatinteressen. Nur Pneus verkaufen, was das Zeug hält! Daß in ein paar Monaten Tausende von Arbeitern wegen Rohstoffmangel auf die Straße gestellt werden müssen, interessiert nur eine kleine Minderheit. Nur die Konjunktur ausnützen! Es kommt sogar vor, daß Importe nicht großzügig durchgeführt werden, nur weil jeder Angst hat, der andere könne mehr davon erhalten! Unser Amt kann nur flicken, Lücken stopfen, versuchen, gerecht zu verteilen. Aber wie ein Haus bauen ohne Fundament? Und Fundament ist keines da (Fundament = gelenkte Wirtschaft, die seit langem fest bestimmte Arbeitsprogramme verwirklicht). Es ist jetzt zu spät.

Ich kenne zwar nur dieses eine Rationierungsgebiet, aber bis in alle Details. Doch glaube ich, mit allen andern lassen sich Vergleiche ziehen, und dann stößt man auf Parallelen. Vernünftige Kritik vermöchte vieles zu ändern. Wichtiger noch ist die Frage: *wie* besser machen? Ich sehe kein Programm, das sich ausführen ließe, nur einige Fragmente:

1. Wir brauchen *Köpfe* und keine *Komitees*. Köpfe, die an keine «Freunde» gebunden sind und nicht ihre Privatinteressen mit denen des Staates verquicken können. Sie sollen entweder gute Fachleute oder Beamte sein, in erster Linie aber *gute Schweizer*. Und *wie* diese Köpfe herzaubern? Durch bessere Anerkennung ihrer Leistungen und durch soziale Besserstellung (kann doch ein guter Ingenieur oder Anwalt privat das Mehrfache dessen verdienen, was ein Bundesrat erhält, der sein Leben einfach aufopfert).
2. *Platz den Jungen!* Viele glauben, man müsse mindestens 50 Jahre alt sein, um überhaupt zu «zählen». Junge Nationalräte sind eine Seltenheit; auch die höchsten Offiziere sind alle relativ alt (vgl. dazu Deutschland, z. B. General Rommel).
3. Vernünftige Kritik muß erlaubt sein. Dafür soll die oft direkt peinliche Parteipolemik ganz verschwinden (z. B. Duttweiler—Nationalrat L. F. Meyer) [29]. Verschwindet die Kritik am Ausland, dürfen wir ruhiger wieder bei uns selbst zum Rechten sehen.

Dies ein paar wenige Punkte aus einem großen Programm. Das Volk selbst ist der Wegweiser, wie das Programm aufgestellt werden muß. Ich verallgemeinere ein Wort unseres Obersten: «*Die Stimme des Soldaten ist immer wahr.*» Auch auf die Stimme des Volkes muß gehört werden. (Fritz, 15. Juli 1941)

Ihr wißt, daß ich am eidgenössischen Kriegsernährungsamt arbeite, als Grafiker und Propagandaberater. Ich unterstehe dem Chef der eidgenössischen Versuchsanstalt für Landwirtschaft und dem Begründer des Kriegsernährungsamtes und des Anbauplanes, Dr. Wahlen. So hab' ich ziemlich hoch hinauf Einblick in die wirtschaftliche Lage der Schweiz und in die Art und Weise, wie auf diesen Bundesbüros gearbeitet wird. Ich bin jetzt sechs Monate dort und schon sehr enttäuscht, wie dort gearbeitet und mit dem Geld geludert wird.

Als Selbständigerwerbender bin ich gewöhnt, genau zu kalkulieren, größte Sparsamkeit im Geschäftlichen zu haben, die Arbeit zu organisieren und sinngemäß zu verteilen. Resultat soll sein: Arbeit in bester Qualität, geleistet mit möglichst wenig Arbeitsaufwand, mit wenigem aber gutem Material. Gerade das aber fehlt in diesen eidgenössischen Büros. Kritisiert man, rennt man an eine Mauer. Und doch ist es mit Händen zu greifen, wie in den Tag hinein gelebt wird. Geld, Taglöhne, Zeit werden verschwendet, unnütze lange Gespräche in der ganzen Schweiz telephonisch geführt, unnötige Bahnfahrten, nur um etwas in Genf oder in Lugano zu fragen usw. Oft, nur zu oft könnte etwas besser und dazu noch weit sparsamer ausgeführt werden. Jeder Verbesserungsvorschlag wird aber glatt in den Wind geschlagen. «Es wird ja bezahlt!» Wer zahlt? Der Bund. «Wir mit den Steuern», die gewöhnlichen Arbeiter und Durchschnittsbürger.

Mein Chef meinte einmal zu mir, als ich ihm einen Arbeitsgang vorschlug, der zu demselben Ziel geführt hätte, wobei aber Hunderte von Franken und viel Zeit gespart worden wären: «Seien Sie doch glücklich, daß Sie die Aufträge bekommen. Ich sage Ihnen, machen Sie so lange als möglich daran; es wird Ihnen ja alles bezahlt.» Was ist das? So könnte ich Euch noch viele Beispiele aus dem Internen erzählen, wie Hunderte und Hunderte von Franken nutzlos ausgegeben werden. Warum? Weil alle ihres Postens und Lohnes sicher sind und finden, man solle dieses Glück benützen und ausnützen, wo es geht. Ich bin auch bei den Besprechungen und Diskussionen öfters dabei, die unter dem Vorsitz von Dr. Wahlen geführt werden, und an denen die Selbstversorgung der Schweiz besprochen wird. Was man da nicht alles hört und sieht! Es graut einem oft. Auch Männer wie Wahlen rennen an eine Mauer, Männer, die unserem Lande helfen können, aber gegen den Kleindünkel keine Vollmacht bekommen. Die einzelnen Kantone, Gemeinden, Gruppen setzen kraft ihrer Stellung im Staat das durch, was ihnen paßt; die Schweiz als Ganzes ist ihnen gleich.

Ein Beispiel: Ein Kanton verlangte von uns vor einem Jahr sehr pressant die «Produktionskatasterhefte» für alle Gemeinden und sämtliche von den Experten ausgearbeiteten Anbaupläne. Man wolle sofort an den Anbauplan gehen. Aber offenbar ging dann gar nichts. Denn eines Tages kam ein Telephon, wo denn die

Hefte und Pläne steckten? Schließlich kam der Bericht, man habe sie in einer bisher nie geöffneten Versandkiste gefunden. Kein Mensch hatte sich darum gekümmert. Was ist das? Haben wir Krieg oder nicht? Ein Jahr verbummelt, ein Jahr voll wertvollen unausgenützten Gewinnes. Es ist eben keine Hand da, die Vollmacht hat. Jedes Kantönchen und Gemeindchen macht, was ihm und seinen Bonzen paßt.

Wir Schweizer sind hervorragend darin, all die Köpfe, die organisieren können und dem Staate wirklich helfen könnten, abzuschneiden. Alles, was über den Durchschnitt hinausragt. (Hans, 31. August 1941)

5. Kann die schweizerische Demokratie überleben?

Wie steht es mit der ferneren Zukunft der Schweiz in der Zeit, da der Krieg beendet sein wird? In dieser Hinsicht bin ich Optimist. Eine neue Ordnung wird den *sozialen* Ausbau bringen müssen, von dem Ludwig immer schreibt. Allerdings glaube ich nicht, daß dieser Ausbau bei uns ohne Schmerzen wird überstanden werden können. Denn das Beharrungsvermögen der Beati possidentes ist zu groß. Dann könnte es eine *Revolution* geben, und zwar könnte sie uns von den Siegern aufgedrängt werden, also von einer Macht, die in ihrem Innern den neuen sozialen Zustand schon verwirklicht hat. Ob diese nun Rußland heißt oder kommunistisches Deutschland oder Frankreich, das weiß ich nicht.

Unsere Aufgabe in dieser Hinsicht scheint mir klar. Ludwig hat sie schon ziemlich oft formuliert. Es heißt für uns: nach Wegen suchen, wie dasjenige, was in Rußland, Deutschland, Italien unter der materialistischen oder faschistischen Weltanschauung und der diktatorischen Staatsform neu geschaffen worden ist, in der demokratischen Staatsform Wirklichkeit werden kann. Es ist das eine Pionierarbeit für uns Junge. Dann können wir vielleicht einmal in einem Moment, wo der gewaltsame Umsturz als einziges Heilmittel angepriesen wird, ein kräftiges Halt rufen und praktische Vorschläge für eine friedliche Neuordnung unterbreiten. Dann können wir vielleicht einmal Leuten gegenübertreten, die einseitig kommunistische Ideen als Heil der Welt propagieren, oder die den sozialen Umbau nur mit Hilfe ausländischer Militärgewalt durchführen wollen. Ihnen gegenüber müssen wir ein Programm bereithalten, das die Neuordnung auf einer für die Schweiz erträglichen Basis enthält.

Praktische Arbeit bleibt für uns vorläufig nur wenig übrig. Wir müssen uns bemühen, die Klassengegensätze nicht groß werden zu lassen. Wir müssen versuchen, den Kontakt mit der Arbeiterschaft aufrechtzuerhalten, ihre Wünsche zu erfahren, ihre Gedankenwelt kennenzulernen. Daß man sich in der *Lebensweise* näherkommt, ist sehr schwer. Denn sonst hätte es in jenen Rovergruppen, in denen Arbeiter und Akademiker zusammenleben wollten, nicht ein solch jämmerliches Fiasko gegeben. Je mehr die jungen Arbeiter fühlen, daß man sich mit ihnen abgibt, desto weniger groß ist die Gefahr, daß sie einmal den Klassen-

kampf schüren. Allerdings kenne ich jetzt nur die Verhältnisse bei Rovern von 16—19 Jahren. Wie es im Aktivdienst mit solchen Leuten steht, möchte ich gerne von Fritz und Hans vernehmen.

Ein weiteres Postulat wird auch sein, daran zu arbeiten, daß die Sozialisten ihren Vertreter im Bundesrat bekommen[30]. Denn hier wird sonst einmal eine Opposition heranwachsen, die unbezähmbar ist. Die ewigen Vorwürfe an die Sozialisten über ihr früheres Verhalten sind Öl ins Feuer! Aus Gesprächen mit Mitgliedern von eidgenössischen Räten weiß ich, daß weder bei den Bauern noch bei den Freisinnigen Verständnis dafür da ist. Man schiebt dabei die Rücksicht auf das Ausland vor. Eine um so kläglichere Stellungnahme, als sie zwei verabscheuungswürdige Charakterzüge schweizerischer Politik zeigt: Angst vor dem Verlust des Sessels und Angst vor dem Ausland, im Innern die eigenen Angelegenheiten selbst besorgen zu dürfen. (Thomas, 30. März 1941)

Lieber Thomas, ich habe eine hohe Achtung vor Deinem Lebensoptimismus. Denn ich habe es schon lange aufgegeben, die Möglichkeiten des Fortgangs des gegenwärtigen Krieges alle in Erwägung zu ziehen und da mannigfach zu kombinieren. In der Fülle Deiner Gedankengänge hat mich nur eines stutzen gemacht. Glaubst Du wirklich, daß sich ein Kompromiß Diktatur—Demokratie verwirklichen läßt? Gilt es nicht, gerade jetzt jedem Schweizer klar zu machen, was Demokratie ist, und was sich damit *nicht* verbinden läßt?

Noch etwas: Du sprichst davon, daß sich die sogenannte «akademische Lebensweise» mit derjenigen der Arbeiter kaum verbinden läßt. Das mag ja vielleicht real gedacht sein, aber mich läßt so etwas nicht ruhig. Schau, ich habe mich zum Beispiel in der RS krampfhaft durch völlige Assimilation an Handwerker und Bauern ihnen nähern wollen. Und es ist mir wirklich gelungen. Ich habe dabei die Feststellung machen müssen, daß gewisse Akademiker, durch die Brille des einfachen Mannes gesehen, weit ekelhafter waren, als uns je ein Arbeiter gegenübertreten kann. Denn der Kern dieser Leute ist recht. Nur ihre Schale ist rauh (wie sollte es anders sein). Daß Rovergruppen daran gescheitert sind, betrübt mich noch heute. Denn als wir noch jünger waren und die verschiedenen Berufe uns noch nicht eine blöde äußere Schale gegeben hatten, verstanden wir uns ausgezeichnet. Ich will ja nicht untersuchen, wer damals schuld war, aber traurig war und bleibt es. Es ist diese Kluft, die die Sozialisten und Kommunisten schuf, die im Dienst die Verbitterung der Mannschaft gegenüber gewissen Offizieren schürt. Wenn ich an das denke, kommen mir jeweils fast die Tränen. Lacht nicht, zur Zeit der griechischen Helden zum Beispiel war das Weinen nicht unmännlich. (Hugo, 15. Mai 1941)

Moritz hat in einem der andern Arrowbücher Diskussion über die Gründe der *Klassenunterschiede* gefordert. Ich will die Gelegenheit benützen, Moritz' Wunsch und auch demjenigen Ferdinands nach Möglichkeit zu entsprechen. Es wäre einfach, das ganze Problem mit dem *Darwin'schen Selektionsprinzip* zu er-

ledigen. Der Sinn dieser Theorie ist kurz der: Die Arten im Pflanzen- und Tierreich sind verschiedenartig ihrem Milieu angepaßt. Die einen Formen besser als andere. Diejenige Form wird sich behaupten und vervollkommnen können, die dem Milieu am besten angepaßt ist. Gemäß dieser Theorie gäbe es auch in der Natur privilegierte und nicht privilegierte Geschöpfe. Es wäre nun ebenso einfach wie naiv, diese Theorie vorbehaltlos, mit demselben harten Rationalismus auf die Menschheit anwenden zu wollen. Gewiß gehören wir Menschen abstammungsgemäß dem Tierreiche an, doch mit dem Erwerb von entwickelten geistigen und seelischen Fähigkeiten steht der Mensch weit über dem Tier.

Gerade der Besitz von Geist und Seele läßt es nun nicht zu, diesen primitiven Maßstab anzulegen, um Klassenunterschiede erklären zu wollen, obwohl der Begriff Klassenunterschiede im bürgerlichen Sinn auf den Besitz, auf das Kapital bezüglich, wohl am meisten gemeinsam hat mit der oben erwähnten Selektionstheorie. Unter Klassenunterschied versteht man doch soziale Unterschiede, die durch Verschiedenheiten im Besitz materieller Güter entstehen. Es ist wirklich so, daß reiche Leute eher die Möglichkeit haben, sich zu bilden, wohl nicht dank einer nötigen Mindest-Intelligenz, sondern vor allem dank ihrer materiellen Mittel. Bildungsunterschiede verschärfen also die Klassenunterschiede. Diese haben ursprünglich nichts mit geistigen Fähigkeiten zu tun. Denn Bildung ist anerworbenes Zeug und kann von einer Durchschnittsintelligenz ohne weiteres angelernt werden. Wie mancher Arbeiter und Handwerker würde unsere Stellung als Akademiker zum Beispiel ebenso gut vertreten, hätte er die gleiche Bildung wie wir genossen. Darüber machen wir uns keine Illusionen.

Unterschiedlichkeit in Besitz und Bildung ist also gesamthaft für die Klassenunterschiede verantwortlich. Der Wert eines solchen Maßstabes ist leicht ersichtlich. Es werden damit nur menschliche, allzu vergängliche Güter gemessen. Das edelste Gut, die Menschlichkeit, ist darin nicht einbezogen. Wollten wir einen Maßstab bauen, bei dem Menschlichkeit proportional abhängig von Besitz und Bildung wäre, wäre das ein leeres Unterfangen. Menschen, die diese Tugend ihr eigen nennen, sind in allen Klassen vertreten. Klassenunterschiede bestanden seit jeher und werden weiter bestehen. Es ist dies gleichsam eine natürliche Gesetzmäßigkeit.

Es ist nun Aufgabe des einzelnen Bürgers, gleich zu welcher Klasse er gehört, sein Möglichstes beizutragen, um diese Kluft zwischen den Klassen überbrücken zu helfen. Einerseits haben sich der Reiche und der Gebildete nichts auf ihren Besitz einzubilden, andererseits müssen sich der weniger Bemittelte und der Ungebildete anstrengen, wie schwer dies auch sei, von Gefühlen der Erbitterung gegenüber der andern Klasse abzusehen, von Gefühlen, die oft ungerechtfertigt und durch bloße Eifersucht bedingt sind. Der Staat, vor allem die Demokratie, muß stets bestrebt sein, diese scheinbar unüberbrückbare Kluft, die die Klassen voneinander trennt, mit allen Mitteln zu verkleinern. Rechtliche Gleichberechtigung, Militärpflicht und soziale Fürsorge sind wohl dessen vornehmste Mittel. Es muß betont werden, daß man in der Schweiz kaum von Klassenunterschieden

reden kann, wenn wir die Verhältnisse in unserm Land zum Beispiel mit denjenigen in England vor dem heutigen Kriege vergleichen. (Peter, 2. Juni 1941)

Wissen haben, intellektuell sein, heißt noch gar nicht geistig hochstehend zu sein. Empörung höre ich! Es kommt noch mehr! Wissen kann man mit Geld und Zeit kaufen. Das können leider nicht alle. Doch als Trost für die, die's nicht können: Mancher Arbeiter hätte die bessere anatomische Schädelform, um mit Wissen vollgestopft zu werden als der, der es eben nur darum tun kann, weil er das Glück hatte, in einer Familie auf die Welt zu kommen, die sich's leisten kann. Wahres geistiges Erleben und Einfühlungsvermögen ins menschliche Leben und somit das Verstehen anderer und des Erdgeschehens, kann es bei jedermann geben. Ob Arbeiter oder Prof. Dr. . . . usw. Die Letzteren verlieren oft den Blick fürs Ganze und die Bereitschaft zu horchen, zu erleben und sich zu neuen Erkenntnissen durchzukämpfen.

Dies schrieb ich nur, damit es dem einen oder andern zu denken gibt, oder damit darüber geschrieben wird. Es geht auch uns an, nur zu viel!

(Hans, 14. Februar 1941)

Prüfen wir einmal: *Idee und Ziel der Schweiz.*

Ihr werdet sofort einwenden: Natürlich hat die Schweiz ihr Ziel. Und Ihr werdet aufzählen: Verteidigung nach außen bis zum letzten Blutstropfen, Erhaltung der Freiheit, Bewahrung der Demokratie vor der Diktatur. Und Idee? Demokratie, Völkerversöhnung, Gleichheit, Freiheit und noch alles mögliche. Aber habt Ihr Euch einmal überlegt, was da eigentlich dahintersteckt? In jeder bundesrätlichen Rede, in jedem Fackel, überall, bei jedem der unzähligen gegenwärtigen Weiheakte wird mit diesen Begriffen operiert. Und sind es nicht oft nur viele leere Worte?

Es fehlt uns in der Schweiz die führende Idee. Welche Idee vertreten denn wir Schweizer? Wir haben eben keine zündende Idee! *Freiheit?* Wie würdest Du zum Beispiel einem deutschen Berufskollegen oder Studienkollegen erklären, daß wir eine viel größere und bessere «Freiheit» hätten als Deutschland. Aber bitte ohne jegliche Phrasen und gut überlegen.

Demokratie? Dringliche Bundesbeschlüsse, Vollmachten, Parteifrieden zu stillen Wahlen zwecks Wahrung des Besitzstandes, Zensur, «Freimaurer» in der Art, wie sie Fritz zeigt[31], Parteipolitik mit Schiebereien (L. F. Meyer-Luzern und Castiglioni)[32].

Ich glaube, uns fehlt eben die Idee, der sich zwangsmäßig der Hinterste unterordnen muß; und zwar auf Gedeih und Verderb. Dann vielleicht hören alle die Mißstände auf, wie sie Fritz aufgezeigt hat. (Berchtold, 30. Juni 1941)

Ein kleiner Fleck Faules an einem Apfel, so verfault der ganze. Dieser Fleck Faules hat leider die größere zerstörende Kraft, als der gesunde Teil Lebenswillen hat. Einmal könnte es nämlich passieren, daß der faule Teil der Schweiz vom

Ausland vernichtet würde. Ich meine die blinde Masse und die Bonzen. Der gesunde Teil würde dann dem erobernden Land als Lohn angegliedert. Alle die Männer, die für die Schweiz hätten schaffen wollen, aber von den Bonzen daran gehindert wurden, tun das dann für das Neue, weil dort eben zeitgemäß und verantwortungsvoll gearbeitet wird.

Schweizer sein, Urschweizer sein, kann man auch, wenn man nicht in seinem Land ist, vor allem auch, wenn es nicht mehr besteht. Ich sehe den Schweizer Gedanken für etwas Internationales an. Eine Idealgemeinschaft für die Welt. Ich persönlich schaffe dann für die Kräfte, die wirklich demgemäß arbeiten, und lasse Faules Faules sein. Schweizer sein heißt für mich nicht nur sein Gärtchen bebauen und aufbauen, sondern auch auf die andern links und rechts schauen, ihre Interessen achten. Nur Faules werde ich mit allen mir zur Verfügung stehenden Mitteln vernichten. Und wenn es die «Schweiz» ist! Dieser Satz ist etwas verteufelt hart herausgekommen. (Hans, 31. August 1941)

Hans möchte ich doch sagen, daß ich dieses Mal ob seines Artikels erschrokken bin. So wie ich mich sonst immer freute, wenn von ihm so etwas frisch von der Leber weg geschrieben wurde, so empfand ich diesmal einen schmerzlichen Stich.

Das kannst Du nicht ernst gemeint haben: daß dieser faule Teil vom Ausland vernichtet würde! Meinst Du wirklich, es blieben lauter solche Idealisten wie Du übrig? Meinst Du, in einem Kriege fiele gerade jene Gesellschaft von Leuten, die zu den Faulen gehören? Nein, es fallen gerade die Hoffnungsvollen. Und diejenigen, denen ihr persönliches Wohlergehen das einzige Lebensproblem ist, die also zum faulen Fleck gehören, die brauchen dann nicht lange, um sich schnell umzustellen. Die sind plötzlich die besten «Nazi» geworden. Also schon diese Annahme beruht auf einer leichten Verwirrung der Begriffe! Und die folgende: der gute Teil solle dann in das Neue angegliedert werden: als Lohn! Die «Guten» können dann für das Neue schaffen in einem Land, wo man zeitgemäß und verantwortungsvoll arbeitet. Sicher hast Du dies geschrieben in einem Moment momentaner persönlicher Erbitterung. Hast Du denn nicht daran gedacht, wie dieser «nicht faule» Teil — also die Quislinge — in Norwegen, Holland, Frankreich, Tschechei, Kroatien etc. in den Apparat der Nazi eingeschlossen werden? Dort allerdings können sie jetzt «zeitgemäß arbeiten». Aber diese zeitgemäße Arbeit besteht darin, daß sie Sklavendienste tun! Hast Du, Hans, nicht gemerkt, daß die deutschen Soldaten, die in Frankreich und anderswo nach langen Entbehrungen volle Krippen fanden, genau gleich handelten wie die von Dir angegriffenen Bonzen: das heißt nach dem Motto: schau, daß Du Dich so gut wie möglich stellen kannst, und hole nach, was Du vorher in Deutschland vermißt hast. Die Tugend, die heute in Deutschland zweifellos bewundernswert ist: die Einordnung, der Gemeinschaftssinn, ist also dem Menschen nicht anerzogen: sie ist ihm für eine Notzeit eingeimpft.

Dann aber hättest Du immer eines noch nicht, was das Wertvollste ist: die Freiheit, ohne die der Schweizer nicht leben kann. Ohne sie würde er zugrunde gehen. Für Dich ist die Freiheit offenbar so selbstverständlich, daß Du gar nicht weißt, was sie ist! Was wäre das Leben, wenn Du sie nicht mehr hättest? Unsere Kameradschaft wäre dahin: wir müßten ja immer gewärtig sein, daß einer dem andern einen Strick drehen könnte. Unsere Kinder wären unsere größten Feinde, weil sie der Staat genommen hätte. Wir könnten vielleicht mit der Zeit recht gut leben, intrigieren und unsere kleinen Gelegenheitskämpfe ausfechten: aber die Luft zum Leben fehlte uns, die Freiheit. Wenn Du noch immer nicht weißt, was Freiheit ist, so sieh hinauf nach Norwegen[33]: dort lebt sie! Die Norweger geben der Welt heute ein größeres Beispiel ihres Freiheitswillens als alle andern Völker. Sie ermuntern alle. Wenn man nach Norwegen blickt, glaubt man wieder an eine Zukunft. Man wird vielleicht von *ihrem* stillen norwegischen Heldenkampf mehr Nutzen ziehen als vom Gigantenkampf Deutschland—Rußland.—Du siehst aber auch dort oben in Norwegen, was Unfreiheit heißt: daß heißt nämlich Ausgehverbot, Abliefern der Radioapparate und Wolldecken. Hans, wenn Du jetzt nicht einsiehst, daß Du Dich da ein wenig vergaloppiert hast! Ich möchte nicht weiterfahren. Denn auch bei mir käme der Schlußsatz «etwas verteufelt hart» heraus. (Thomas, 11. Oktober 1941)

Es gibt Gesellen, die von vornherein die Sache einseitig ansehen, und bei denen von vornherein die eine Seite nichts wert ist.

Zum Beispiel primär Ablehnung des Nationalsozialismus; darum sekundär: überhaupt kein Überlegen der neuen wirtschaftlichen Gedanken, die von jener Seite her kommen. Oder: die schweizerische Auffassung von Freiheit, Handel, Geldwert, Lebensweise etc. ist die einzig richtige. Also — und das sagen sich verschiedene im Unterbewußtsein — hätte sich das Tun und Lassen anderer Nationen auf diese Ebene auszurichten, oder dann ist primär die Sache schon nicht gut.

Wenn wir über wirtschaftliche Fragen diskutieren wollen, so hat die Politik aus dem Spiel zu bleiben. Eure Anschauung über die Person Hitlers zum Beispiel hat gar nichts damit zu tun, wenn wir uns objektiv über die neue deutsche Auffassung, was zum Beispiel eigentlich der Geldwert sei, unterhalten. Wir müssen uns die Situation außerhalb unseres Landes anders überlegen, als wir das gewöhnlich tun. Wir dürfen zum Beispiel den Clearing und ähnliche Einrichtungen nicht nur rein von unserm Standpunkt aus beurteilen, sondern vom Standpunkt zum Beispiel Europas oder des Welthandels aus, oder auch zum Beispiel vom Standpunkt des betreffenden Landes aus.

Nationalsozialismus sowie Kommunismus und ähnliche Ideen sind überhaupt nicht zu verstehen, wenn man nicht Geschichte, soziale Lage, Mentalität und Gedankengut, Kulturgut, geographische Verhältnisse (Schweiz: Berge — Rußland: Ebene) kennt. Um bei einem begonnenen Beispiel zu bleiben:

Wer von Euch hat sich einmal überlegt, warum ein Nationalsozialismus entstanden ist, auf welchen Ideen er beruht etc.? Warum ist er gerade in Deutsch-

land möglich gewesen und nicht zum Beispiel in Frankreich? Warum eigentlich lehnt ihn der Schweizer ab? Natürlich habt Ihr eine Antwort je nach Eurer Einstellung bereit; aber wenn Ihr recht überlegt, so stammt sie aus Eurem Leibblatt oder vom Stammtisch oder sonstwoher, ist stark durch religiöse und berufliche Einstellung bedingt. Aber objektiv die ganze Sache durchüberlegen, ohne persönlich vorgefaßte Meinungen, das machen wenige. Das ist überhaupt bei uns in der Schweiz ein Grundübel in solchen Sachen. Wir denken und studieren die Sache gar nicht durch und bemühen uns gar nicht, der Sache auf den Grund zu gehen. Wir müssen uns immer wieder fragen: Warum? Und nochmals warum? Dann kommt man langsam auf große Grundzüge.

Wenn wir diskutieren, müssen wir vieles als gegeben hinnehmen, auch wenn es uns Schweizern nicht recht schmackhaft ist. Zum Beispiel: Sicher wird die nächste Epoche anders aussehen als die letzte. Jetzt liegen aber eine Anzahl neuer Pläne «für die nächsten hundert Jahre» vor, wovon der deutsche am bekanntesten sein dürfte: Großräume (Europa oder Eur-Afrika, westliche Hemisphäre). Zugleich Wirtschaftsräume ohne Zollschranken. Dafür soll jedes Gebiet das produzieren, wofür es besonders geeignet ist. Staatlich dirigierter Handel, eventuell überstaatlich. Große Verkehrseinheit (Fernautostraßen, Kanalnetz). Soziale Änderung (ist mir im Moment zu schwierig, richtig zu definieren).

In gewissen Ländern herrscht nun einmal dieses oder jenes Statut. Ich finde es immer furchtbar lächerlich, wenn bei uns gestürmt wird davon, wie in allen unsern lieben näheren und weiteren Nachbarländern das und jenes geändert werden sollte. Im übrigen möchte ich für einfältige Gemüter noch bemerken, daß man meiner Meinung nach noch lange nicht Nationalsozialist ist, wenn man auch einmal die entsprechende Idee sich näher ansieht und darüber diskutiert. Für mich handelt es sich nur um ein reines Wissen um die Idee, nicht einmal um eine Stellungnahme — denn ich weiß dazu noch nicht genug.

(Berchtold, 12. Oktober 1941)

Aus den Beiträgen von Berchtold und Hans, aber auch von andern schlägt in der letzten Zeit der Negativismus aus. Sie sehen einen Sumpf, in dem wir alle drin stecken, aber keinen Ausweg daraus. «Es mangelt uns an einer Idee und einem Ziel», sagt Berchtold. «Die Schweiz hat nichts, wofür wir kämpfen und uns einsetzen können; denn alles ist angefault, unsere Idee der Freiheit, unsere Demokratie (wir besitzen sie ja heute nicht mehr), unsere Politik, erst recht die Wirtschaft.» Beispiele dafür kann nicht nur Berchtold anführen, sondern jeder von uns. Aber was diese Defaitisten nicht sagen, nicht mehr erkennen können und wollen, ist, daß wenn auch der Confitürentopf oben angeschimmelt ist, unter dieser Schicht noch eine ganze Menge unverdorbenen, süßen Fruchtsaftes zum Vorschein kommt. Wenn es uns gelingt, die schimmelige Schicht zu entfernen, so werden wir am gesunden Inhalt noch lange zehren können, bis zu der Zeit, wo die Früchte eines neuentstandenen Europas uns gestatten werden, auch neue Confitüre zu machen. Wenn wir aber heute wegen des schimmeligen Ansatzes den

ganzen Topf auf den Misthaufen werfen, so werden wir uns nur von fremden Früchten nähren können oder eher noch elendiglich zugrunde gehen.

Berchtold, hast Du zum Beispiel außer dem Bolschewismus und dem Nationalismus auch einmal die Schweizerische Bundesverfassung studiert? Daß die Schimmeldecke auf unserem Confitürenhafen weg muß, da sind wir sicher alle einverstanden, und zwar möglichst schnell, sonst könnte es vielleicht zu spät werden und auch der heute noch gesunde Inhalt durch das wachsende Myzel verseucht werden. Hier haben wir ein Ziel vor uns, Berchtold, für das wir kämpfen können. Hier können wir alle zum Angriff übergehen, gegen all die Parasiten, Pilze, Bakterien, Viren, welche am gesunden Kern unseres schweizerischen Staatswesens zehren. Niemand kann uns verwehren zu kämpfen gegen Ungerechtigkeit, Hamsterei, Schleichhandel, Unsauberkeit und Unehrlichkeit in Politik und Wirtschaft, gegen fremden und eigenen Egoismus und Materialismus, aber nicht nur *gegen*, sondern *für* soziale Gerechtigkeit, wahre Freiheit und Demokratie, für Recht und Wahrheit. Ja, vielleicht ist der Tag schon gekommen, wo es für jeden von uns heilige Pflicht wäre, diesen Kampf aggressiv zu führen. Wir sind ja jetzt gern im Hintergrund gestanden und haben dem Kampf von weitem zugeschaut, haben versucht, uns ein objektives Bild zu machen, haben gedacht, zu wenig Erfahrungen, aber vor allem zu wenig Machtmittel in unseren Händen zu haben, um mitreden zu können. Wenn wir aber sehen müssen, wie langsam alles, was wir für gut und recht angesehen haben, mit Füßen getreten wird, wenn wir erkennen, wie Gräben gezogen werden durch das Schweizervolk, wie es zu gären beginnt, weil einerseits die richtigen Männer am rechten Platz fehlen, andererseits der Materialismus von oben und unten, links und rechts in Angriff steht, wie auf unserem schweizerischen Boden ein Kampf in Vorbereitung ist, der durch überlegene Maßnahmen, durch Festigkeit statt durch Konzessionen verhindert werden könnte, dann müssen wir uns fragen, ob es nicht unsere Pflicht ist, einzugreifen. Wir, die Generation von morgen, die wird ausfressen müssen, was heute gekocht wird! Haben wir nicht ein Recht darauf, auch heute unsere Stimme zu erheben? Ist nicht vielleicht ein Teil der Schuld, daß es so weit abwärts geht, auf unserer Seite? Weil wir bis jetzt eben zurückgestanden sind aus Angst, uns die Finger zu verbrennen, oder aus Desinteressement, weil wir uns um Fußballspiele mehr interessierten als um Wahlen, weil uns ein Filmstar bedeutend mehr sagte als ein einfacher Arbeiter oder Bauer mit seinem Lebenskampf, weil es für uns viel einfacher war, uns mit Vaters Geld zu amüsieren, als einmal darüber nachzudenken, welche Rolle denn dieses Geld sonst noch spielen könnte etc.

(Ludwig, 19. Oktober 1941)

Es ist ganz selbstverständlich, daß sich jeder Schweizer in einem gewissen Maße für die Politik interessieren muß. Bei uns, wo jeder Bürger das Stimmrecht besitzt, ist das unbedingt nötig. Es ist kaum glaublich, wieviele Leute stimmen gehen, ohne sich einen Deut um die Politik zu kümmern. Diese Leute nützen dem Staat absolut nichts, im Gegenteil! Diese Leute haben keine Ahnung, worum es

geht; es sind entweder die chronischen Nein-Stimmer oder solche, die gleich stimmen wie der Heiri oder der Köbi. Leuten, die sich nicht für die Politik interessieren, sind die Staatsgeschäfte wurst. Ihnen ist gleichgültig, wer am Ruder ist, wenn sie nur ihr Heim, ihr Geld und Essen haben. In einer Demokratie ist so etwas einfach nicht zu verantworten.

Aber wie das Interesse des Volkes für die Politik wecken? Das ist eben schwierig. Man kann niemandem das Interesse dafür aufzwingen, so wenig wie man jemand zwingen kann, sich für klassische Musik oder für die Bildhauerei zu interessieren. Durch Zwang kann das Interesse also nicht geweckt werden. Man sollte schon früh beim Einzelnen das Interesse an der Politik, das heißt an den Geschäften des Staates, wecken. In der Schule ließe sich dafür viel tun, zum Beispiel im Geschichtsunterricht (Einflechten von Bürgerkunde etc.) Der junge Mensch sollte politisch geschult werden, bevor er 20 Jahre alt wird. Nachher ist es dann meist zu spät. Bevor er etwas von Politik versteht, wird er durch irgendeine Partei (z. B. durch Zeitungen, politische Versammlungen, Kundgebungen) beeinflußt. Wenn wir uns politisch auf dem Laufenden halten wollen, müssen wir in den Zeitungen nicht nur Kriegsnachrichten, Sportberichte und Verbrechergeschichten lesen, sondern eben die politischen Artikel. Aber auch so besteht die Gefahr, daß wir sehr einseitig orientiert werden. Diese einseitige Orientierung ist äußerst schwer zu bekämpfen: Wie wollte man täglich die Organe aller politischen Parteien durchlesen? Auch ist es nicht jedermanns Sache, die Nase in politische Versammlungen zu stecken und politische Vorträge anzuhören. Wenn einer in solche Versammlungen geht, dann geht er meist nur an solche seiner eigenen Partei. Man kann ihm eben nicht befehlen, auch andere politische Vorträge anzuhören, so wenig wie man einen Jazzfreund zwingen kann, ein Konzert mit klassischer Musik anhören zu gehen. (Hermann, 20. Januar 1942)

Dieses dicke Buch mit seinen vielen frommen Wünschen und freundeidgenössischen Äußerungen hat mich eben im geeigneten Augenblick erreicht. Ich liege hier gebrochenen Schien- und Wadenbeines und bin somit froh über geistigen Balsam jeglicher Art. Und ich muß zugestehen, daß ich die verschiedenen Beiträge mit großem Interesse in mir aufgenommen habe, manchmal die Stirne runzelte, aber auch sehr oft mich in völliger Übereinstimmung mit dem Niedergeschriebenen fand. Es liegt mir fern, mein Urteil über die einzelnen Artikel abzugeben und mich so gleichsam zum höhergestellten Richter meiner Kameraden zu stempeln. Aber dennoch möchte ich durch einige wenige Gedankengänge Dinge berühren, die im Vorangegangenen kaum genannt worden sind, die aber trotzdem von entscheidender Bedeutung sind für unseren Staat und alle Probleme, die er mit sich bringt.

Stellen wir einmal fest — und ich glaube, Ihr werdet mit mir einiggehen — daß es bei der Wahl einer Staatsform zwei grundsätzlich verschiedene Wege zu beschreiten gibt. — Auf der einen Seite die straffe Ordnung, wo der Staat alles, der Einzelne nichts bedeutet, wo an leitender Stelle nach *eines* Menschen Den-

ken und Wollen alles sich einfügt und einsetzt. Alle innern Kräfte werden durch Zwang in die gleiche Richtung gebracht. Der Vorteil dieser Wahl liegt unzweideutig auf der Hand: Alles spielt ausgezeichnet, der «marschbereite Dynamismus» ist auf eine Höchststufe gebracht. Der Einfältige wird also zu diesem System greifen, es sticht ihm in die Augen in seiner Einheitlichkeit und Machtfülle. Er übersieht aber, daß es ein Zwang war oder zumindest ein Affekt, der diese Gleichrichtung vollzog und ständig zu *bewahren* hat. Er übersieht weiter, daß demnach bei freiem Spiel der Kräfte die Reaktion um so gewaltiger, furchtbarer und vernichtender sein muß.

Auf der andern Seite steht uns ein Weg offen, bei dem das freie Spiel der Kräfte von allem Anfang an als der leitende Grundsatz dieser Richtung besteht. Hiezu wird sich der hochstehende Mensch wenden, der Mensch von Persönlichkeit. Er sieht ein, daß eine innere Kraft, soll sie von längerer Dauer sein, aus sich selbst entstehen muß, sei es durch feindliche Einwirkung von außen her oder durch völlig spontane Entwicklung. Wesentlich aber ist, daß jedes Teilchen dieser Kraft mit *eigenem Willen* sich im Sinne der Gesamtrichtung dreht. Denn so wirkt auch ohne jegliche Mithilfe die Gesamtkraft stets in der gleichen Richtung und mit derselben Stärke. Ja, durch den Willen der einzelnen Teilchen wird sich diese Gesamtkraft noch ständig steigern.

Wir erkennen also ohne Zweifel, daß bei stärkern äußerlichen und innerlichen Erschütterungen erstere Staatsform an Machtfülle verlieren, letztere aber ständig zunehmen wird. Wir wissen, daß wir Schweizer den zweiten Weg gewählt haben. Denn damals, als wir ihn wählten, während Zeiten harter Prüfungen, waren wir hochstehend, hochstehend durch gegenseitige Verbundenheit und natürliche, ursprüngliche Kraft des Charakters. Das war vor langer Zeit. Die äußerlichen Erschütterungen haben wesentlich nachgelassen. Das System scheint zu halten, die Demokratie scheint zu leben.

Nun aber — und es wird mir keiner das Gegenteil erwidern — ist die Kraft des demokratischen Systems von zwei Dingen abhängig, von der Summe der einzelnen Teilkräfte und von der Resultierenden deren Richtung.

Hier sind wir nun gezwungen, ernst und nachdenklich zu werden. Ist der Durchschnittsschweizer so geartet, daß er nur freies Leben oder Tod kennt? Ist er so geartet, daß er sich nackt ausziehen würde, um seinem bedrängten Bruder zu helfen? Ist er so eingestellt, daß er mit dem Einsatz einer für das Leben ihrer Jungen kämpfenden Löwin sich schlagen würde gegen den Feind? Bei nüchterner Feststellung der Dinge müssen wir zugeben, daß dem nicht so ist. Wir sind zu «aufgeklärt», zu stark verwässert, wir kennen keine ursprüngliche, durchgehende Gegenliebe, wir sind zu keinem tödlichen Haß mehr fähig. Das könnt Ihr mir nicht bestreiten. Wir stehen mitten in einer 150 Jahre alten Friedensperiode. Wir wissen nicht mehr, wie es ist, wenn ein Feind der eigenen Frau, dem eigenen Kind seine tödliche Waffe in die Brust stößt, wie man da aufheulend sich auf den Gegner stürzt. Das alles fehlt uns. Wir denken an Schweinefett und lassen unser spießerhaft krächzendes Stimmchen ertönen, wenn der Dickbauch leidet.

Ja, *wir!* Nicht «die Andern». Und ich glaube, wir können unserer lieben Schweiz am wirkungsvollsten und tiefsten dienen, wenn wir die Gegenliebe fördern, wenn wir Standesunterschiede überbrücken helfen und so den einen dem andern näherbringen. Es ist diejenige Geisteshaltung, die für eine an verlorenem Posten eingesetzte, tapfere Besatzung bezeichnend ist. Da wird der Kamerad, der Mitkämpfer, zum Gegenstand all seiner Hingabe. Jeder Eigensinn hört auf, ein gemeinsames Ideal läßt alle bis zum letzten Opfer kämpfen.

Aber es muß ein Ideal, es muß Liebe da sein. Und wenn das fehlt, hilft uns weder Fleischrationierung noch politisches Gebrünzel wässeriger Anschauungen.

(Hugo, 5. Juni 1942)

ANMERKUNGEN

[1] Eine zwischen Wangen a. A. beziehungsweise Attiswil und Herbetswil oder Matzendorf gelegene Juraweide.

[2] Zu Beginn des Krieges gab es süßes Kleingebäck in zwei Preislagen zu 10 und 20 Rappen.

[3] Der Pfadfinderhilfsdienst hatte im Frühjahr und Sommer 1940 eine gewisse Bedeutung für die Erledigung halbmilitärischer Aufgaben und für den Landdiensteinsatz.

[4] Er unterstand einem speziell für den Hilfsdienst eingesetzten verantwortlichen Offizier im Territorialkommando.

[5] Der Überfall der Russen auf Finnland endete zwar mit einer Kapitulation der Finnen im März 1940, sicherte diesen aber eine gewisse Freiheit. Die Begeisterung für Finnland wurde durch Filme gefördert.

[6] Die am 9. April 1940 überfallenen Norweger leisteten mit Hilfe der Engländer später in Narvik längere Zeit Widerstand, obschon den Landungen am genannten Ort zuerst Erfolg beschieden war.

[7] Major Quisling, der den Deutschen bei der Besetzung Norwegens als Landesverräter wichtige Dienste leistete, wurde zum Symbolbegriff für einen Vertreter der verräterischen sogenannten «fünften» Kolonne, das heißt einer die vier normalen Kolonnen gleichsam unsichtbar flankierenden «Verräterkolonne».

[8] Dieser österreichische Nationalsozialist spielte am 13. März 1938 eine ähnliche Rolle bei der Besetzung Österreichs durch die Nazis, indem er als Ministerpräsident von Hitlers Gnaden die Deutschen zum Einmarsch einlud.

[9] Das berühmt gewordene Buch Hermann Rauschnings «Gespräche mit Hitler» erschien Anfang 1940 im Europa-Verlag in New York. Es öffnete manchem Schweizer, freilich etwas verspätet, die Augen für den Nihilismus der Nazis.

[10] Das Buch wurde laut Bonjour, Bd. V, S. 208, am 16. Februar 1940 verboten, und zwar in allen Sprachen. Um so mehr wurde es unter der Hand verbreitet.

[11] Der Zettel lautete: «Habe heute keine Zeit zum schreiben, da wir morgen unverhofft die Kaserne verlassen müssen. Wir kommen in die Einheit. Ferdinand, 10. Mai 1940.»

[12] Die Unsicherheit der Behörden, die Zivilbevölkerung großer Städte wie Basel und Zürich vor Luftangriffen, wie sie in Rotterdam stattgefunden hatten, wirkungsvoll zu schützen, führte zu einer ungeregelten freiwilligen Evakuation und zur Verstopfung der Straßen. Erst am 20. Juni 1940 erließ der General eine Instruktion an die Zivilbevölkerung.

[13] Die Bewaffnung von Pfadfindern setzte sich auch andernorts nicht durch.

[14] Bezieht sich auf einen nicht publizierten Beitrag, in dem Gesinnungsneutralität gefordert wird.

[15] Die drei Tagebucheinträge wurden am 1. Juni ins Rundbuch eingetragen.

[16] Bezieht sich auf die Beiträge von Hans vom 7. Juni und 3. Juli.

[17] Einzige Stelle, die in den Rundbüchern direkt Bezug nimmt auf Bundesrat Pilets bekannte Rede vom 25. Juni 1940. Indirekt wurde natürlich immer wieder Bezug genommen auf die sich damals verbreitende Verzagtheit.

[18] Die Universitäten führten den Studienbetrieb zeitweise nur reduziert oder gar nicht weiter.

[19] Nachdem die Briten wiederholt auf ihren Flügen nach Italien den schweizerischen Luftraum verletzt hatten, wurde der General am 23. September 1940 ermächtigt, die Verdunkelung

anzuordnen. Nach Bonjour, Bd. V, S. 121, wurde die Verdunkelung am 7. November 1940 um 22.00 Uhr angeordnet. Der Schreiber datiert seinen Eintrag auf den 6. November; die Anordnung des Generals erfolgte an diesem Tag.

[20] Bezeichnung in der Schülersprache für gewisse «Lauben», das heißt die gedeckten Fußgängersteige in der Stadt Bern.

[21] Örtlichkeiten im Quellgebiet der Sense in der Nähe des Gantrisch und des Gurnigels.

[22] Bezieht sich auf eine nicht abgedruckte, offensichtlich etwas falsch verstandene Äußerung eines im «Hinterland» weilenden Mitgliedes der Gruppe.

[23] Die Höhenstraße der Landesausstellung in Zürich von 1939 sollte der Besinnung auf die föderalistisch-traditionellen Eigenwerte der schweizerischen Staatsform mit ihrer Vielsprachigkeit dienen, also die Schweiz von jeder Art von diktatorischem, rassenmäßig begründetem Staat abheben.

[24] Der Mediziner v. N. leitete in seinem 1940 erstmals erschienenen, 1941 neu aufgelegten Buch aus den Wandlungen des biologischen und physikalischen Weltbildes ab, daß die bisherige materialistische durch eine idealistische Epoche abgelöst werde, in der nicht mehr die mechanistisch-aufklärerische Demokratie der Zahl, sondern eine «organismische» treten werde.

[25] Der Angriff auf Jugoslawien erfolgte Anfang April 1941; von dort aus zwangen die Deutschen bald darauf auch Griechenland zur Kapitulation, nachdem dieses einer im Oktober 1940 begonnenen Offensive der Italiener mit Erfolg Widerstand entgegengesetzt hatte. Mit einem kühnen Luftangriff setzte sich Hitler im Mai auch in den Besitz der Insel Kreta.

[26] Im Gegensatz zum Ersten Weltkrieg spielte das Hamstern von Vorräten eine weit geringere Rolle. Lebensmittel, die leicht gehamstert werden konnten (Zucker, Reis, Teigwaren, Speiseöl und -fett), wurden schon im ersten Kriegswinter rationiert. Im Herbst 1940 wurden auf Grund der vom Schreiber geschilderten Hamsterkäufe Butter, Textilien, Schuhe und Seife rationiert. Vergleiche «Vier Jahre wirtschaftliche Landesverteidigung»: zweite Auflage 1943, Seite 109 f.

[27] Die Abstimmung über den obligatorischen militärischen Vorunterricht fand am 1. Dezember 1940 statt. Die Pfadfinderbewegung beteiligte sich bei der Unterschriftensammlung gegen das Gesetz und im Abstimmungskampf, weil sie vom Staatseingriff eine Schädigung der auf Freiwilligkeit beruhenden Jugendorganisationen befürchtete.

[28] Heinrich Hanselmann, Begründer des Heilpädagogischen Seminars in Zürich, Universitätsprofessor für Psychologie, Verfasser von in gutem Sinne popularisierter wissenschaftlicher Literatur.

[29] Ludwig Friedrich Meyer von Luzern war Präsident der radikaldemokratischen Fraktion der Bundesversammlung und vielfacher Verwaltungsrat. Der Konflikt Meyers mit Duttweiler rührte davon her, daß die unabhängige Fraktion am 17. September 1941 auf Grund der zweideutigen Haltung Pilets im Verhältnis zu Deutschland auf dem Zirkularweg bei den Mitgliedern der Bundesversammlung dessen Rücktritt forderte. Hierauf wurde Duttweiler von Meyer vorgeworfen, er habe durch dieses Zirkular sein Ehrenwort gebrochen, Diskretion über alle Geschäfte der Vollmachtenkommission zu wahren. Duttweiler wurde darauf aus der Vollmachtenkommission ausgeschlossen; vgl. auch Anmerkung 32.

[30] Obwohl seit 1929 verschiedentlich die Bereitschaft bekundet wurde, einen Sozialdemokraten in den Bundesrat zu wählen, wurden diese doch bei den Ersatzwahlen von 1938 und 1940 übergangen. Die Gegner der sozialdemokratischen Beteiligung schlugen auch den Gedanken an eine nationale Koalitionsregierung in den Wind.

[31] Bezugnahme auf den Artikel von Fritz vom 15. Juni 1941, der die Freimaurer für die Mißstände in der Verwaltung verantwortlich machen wollte.

[32] L. F. Meyer versuchte im Oktober 1940 in seiner Eigenschaft als Präsident einer Ölraffineriegesellschaft, einem als Schieber bekannten Italiener namens Castiglioni eine Aufenthaltsbewilligung in der Schweiz zu verschaffen, worauf er von der «Schweizerischen Handelszeitung», der «Weltwoche» und der «Tat» angegriffen wurde. Die freisinnige Fraktion wies zwar diese Vorwürfe zurück. Nun rückte die «Tat» mit weiteren Unregelmäßigkeiten Meyers an die Öffentlichkeit. Meyer trat aber erst im Juni 1941 aus dem politischen Leben zurück. Nach Bonjour, der auf diese Dinge nicht eingeht, war Meyer einer der Haupttreiber der Anpassung an Deutschland und plädierte sogar für Abbruch der diplomatischen Beziehungen mit Großbritannien (Bd. 4 und Bd. 5 passim); ferner «Handbuch für den Landesring 1950», S. 32, 246 ff.

[33] Obschon die Widerstandsbewegung gegen die Nazis auch von anderen europäischen Staaten her bekannt wurde, fühlte man sich in der Schweiz doch mit den Norwegern wegen ihrer Eigenschaft als «Bergvolk» besonders verbunden.